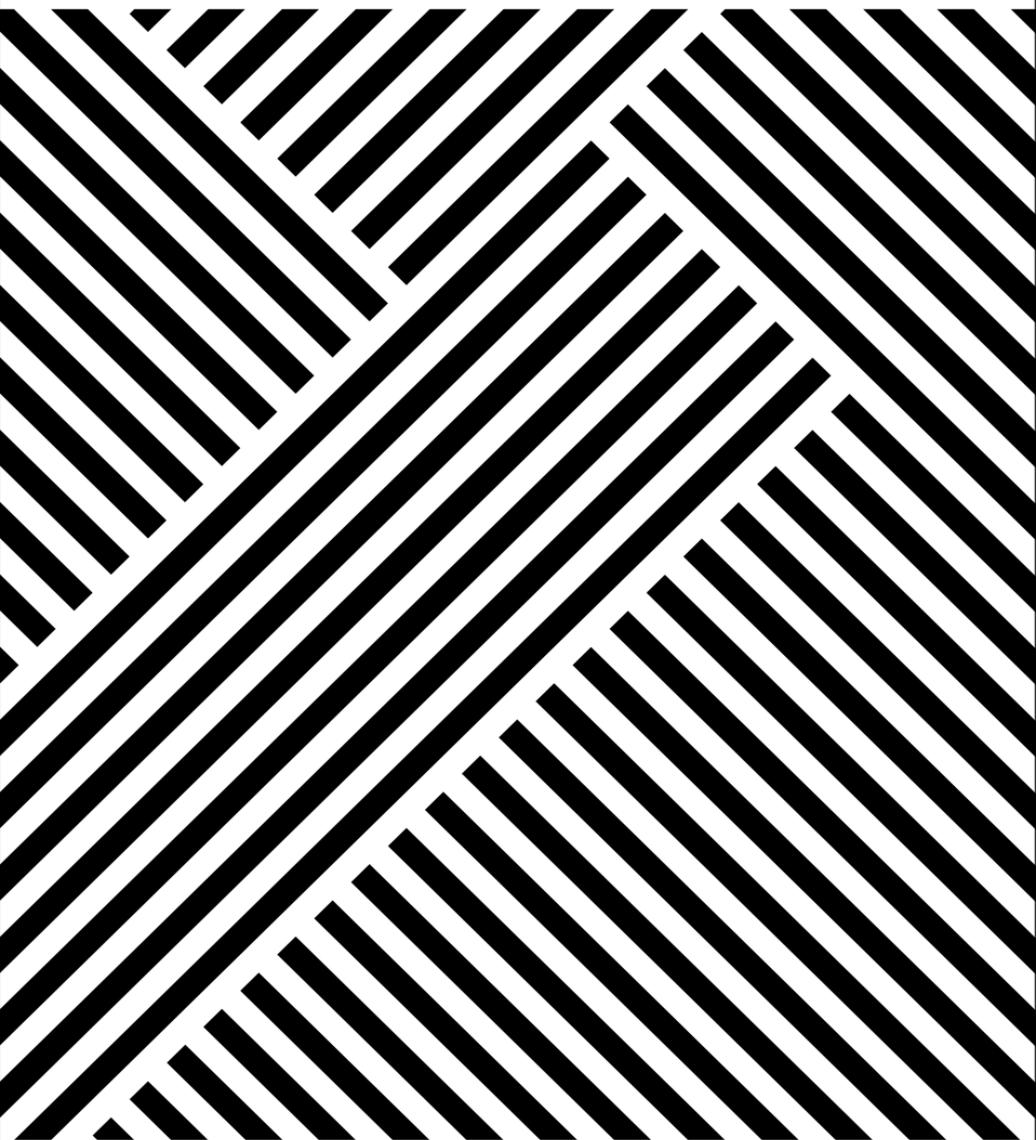


**VIER PERSPEKTIVEN
LANDSCHAFTS-
ARCHITEKTONISCHEN
DENKENS**



SEBASTIAN FELDHUSEN (HG.)

Vier Perspektiven landschaftsarchitektonischen Denkens

Mit Beiträgen von

Ulrike Böhm
Swantje Duthweiler
Sebastian Feldhusen
Undine Giseke
Norbert Kühn
Cordula Loidl-Reisch
Michael Prytula
Daniel Purdy
Wulf Tessin
Jürgen Weidinger
Cyrus Zahiri

Studierende

Martin auf der Lake
Camilla Bender
Svetlana Bitulya
Benjamin Georg Butz
Lukas Butzer
Pablo Dietzen
Donna Dimitrova
Robert Esau
Tobias Glahn
Luisa Hansel
Charlotte Huhold
Mara Jerusalem
Jule Kahmann
Yuhao Liu
Juliane Mayer
David Misselwitz
Dennis Prentke
Katarina Radosavljevic
Christina von Reth
Rebecca Rößler
Melanie Schlottau
Tim Suthoff
Yan Tanevski
Friederike Zillmer

Vier Perspektiven
landschaftsarchitektonischen Denkens
Sebastian Feldhusen (Hg.)

Universitätsverlag der TU Berlin

Einleitung

Aufsätze

Gespräche

Anhang

- 11 **Was ist gute Landschaftsarchitektur? Zum Buch**
Sebastian Feldhusen
- 21 **Patchwork**
Ulrike Böhm und Cyrus Zahiri
- 31 **Gestalthaftes und tentatives Entwerfen**
Sebastian Feldhusen
- 51 **Städtische Freiräume als Alltagsorte**
Wulf Tessin
- 67 **Charakter im 18. Jahrhundert als Atmosphäre heute**
Daniel Purdy
- 91 **Landschaft und Natur als Gestaltungsreservoir**
Swantje Duthweiler
- 105 **Städtischer Stoffwechsel als Konzept**
Michael Prytula
- 129 **Alltagstauglichkeit**
Gespräch mit Cordula Loidl-Reisch
- 151 **Atmosphäre**
Gespräch mit Jürgen Weidinger
- 181 **Designing Urban Nature**
Gespräch mit Norbert Kühn
- 203 **Urbaner Metabolismus**
Gespräch mit Undine Giseke
- 237 Auswahlbibliografie
- 243 Sach- und Personenregister
- 253 Autorinnen und Autoren
- 257 Impressum

Erstes Kapitel

Einleitung

Was ist gute Landschaftsarchitektur?

Zum Buch

Sebastian Feldhusen

Was ist gute Landschaftsarchitektur? – Undine Giseke, Norbert Kühn, Cordula Loidl-Reisch und Jürgen Weidinger antworten in Auseinandersetzung mit den Konzepten *Urbaner Metabolismus*, *Designing Urban Nature*, *Alltagstauglichkeit* und *Atmosphäre*. Mit den Konzepten soll etwas verstanden und sollen zugleich Impulse für das Entwerfen gegeben werden. Das kennzeichnet eine Form der Reflexion, die hier als landschaftsarchitektonisches Denken bezeichnet wird. Was verstehen die Professorinnen und Professoren unter diesen Konzepten, die sie in Lehre und Forschung an der Technischen Universität Berlin einbringen? Wie sind sie auf die Konzepte gekommen? Was möchten sie mit ihnen bewirken? Diese Fragen werden in diesem Buch beantwortet.¹

Anlass

Dem Buch ging ein Seminar voraus, das 2017 in der Landschaftsarchitektur an der Technischen Universität Berlin stattfand.² Ziel des Seminars war es, die soeben genannten

- 1 Vorbemerkungen: (a) Es sind immer alle Menschen gemeint, unabhängig von ihrer geschlechtlichen Identität. (b) In einigen Zitaten gibt es Wörter, die in eckigen Klammern stehen. Es handelt sich um Ergänzungen der Autorinnen und Autoren. (c) Lehrstühle werden an der Technischen Universität Berlin »Fachgebiete« bezeichnet.
- 2 Modul »Entwurfstheorien« im Masterstudiengang Landschaftsarchitektur der Technischen Universität Berlin, angeboten vom Fachgebiet Landschaftsarchitektur Entwerfen, durchgeführt von Sebastian Feldhusen.

vier Konzepte zu verstehen, zu vergleichen, zu reflektieren und im Diskurs der Landschaftsarchitektur geschichtlich und zeitgenössisch zu verorten. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden zuerst Gespräche mit den Professorinnen und Professoren über die Konzepte geführt. Im Anschluss wurden die Gespräche transkribiert und die Transkriptionen im Seminar gelesen. Diese Lektüre war die Grundlage für die Diskussion über die Konzepte. Zusätzlich erfolgte eine Auseinandersetzung mit Texten anderer Autorinnen und Autoren, die sich mit gleichen oder ähnlichen Konzepten beschäftigen. Das Seminar ging von zwei Annahmen aus, die auch für dieses Buch gelten.

Annahmen

Erstens: Die Konzepte Alltagstauglichkeit, Atmosphäre, Designing Urban Nature und Urbaner Metabolismus werden von den Professorinnen und Professoren nicht nur formuliert, um Sachverhalte zu verstehen, sondern auch, um Vorschläge für das Entwerfen von Freiräumen zu unterbreiten. Das unterscheidet diese Reflexionsweise von solchen, in denen es primär darum geht, einen Sachverhalt im Bereich der Landschaftsarchitektur zu verstehen. Etwas zu verstehen und daraus für das Handeln Hinweise, Empfehlungen, Leitfäden oder dergleichen abzuleiten, wird hier als eine besondere Reflexionsweise von Lehrenden und Forschenden an Entwurfslehrstühlen interpretiert. Diese Reflexionsweise wird in diesem Buch als »landschaftsarchitektonisches Denken« bezeichnet.³

3 In Abgrenzung zu dieser Tätigkeit, könnte das Entwerfen von Landschaftsarchitektur als »landschaftsarchitektonisches Handeln« bezeichnet werden. Das setzt voraus, dass Denken nicht handlungslos und Handeln nicht gedankenlos verstanden wird. Auf dieses Thema und die damit zusammenhängenden Probleme wird hier nicht eingegangen.

Zweitens: Die vier Konzepte wurden für das Seminar und dieses Buch auf vier Begriffe gebracht. Das bedeutet nicht, dass die Begriffe die Konzepte vollumfänglich fassen. Ferner dürfen die Konzepte nicht als Gedankengebäude aufgefasst werden, sondern als Perspektiven im Sinne von Möglichkeiten, wie im Lehr- und Forschungsgebiet Landschaftsarchitektur Sachverhalte verstanden und daraus Hinweise, Empfehlungen, Leitfäden oder dergleichen für Handlungen, besonders für das Entwerfen, abgeleitet werden können. Es geht in diesem Buch also, programmatisch formuliert, um *vier Perspektiven landschaftsarchitektonischen Denkens*.

Adressatinnen und Adressaten

Das Buch ist nicht nur, aber in erster Linie an Studierende in Studiengängen der Landschaftsarchitektur adressiert. Besonders richtet sich das Buch an Studierende, die am Ende ihres Bachelorstudiums stehen, weil sie sich in einer Studienphase befinden, in der es häufig ein gesteigertes Interesse an einem kritischen Mit- und Weiterdenken von Themen gibt. Das hat auch damit zu tun, dass diese Studierenden in dieser Studienphase mit Fragen konfrontiert werden, die um die Wahl eines Bachelorarbeitsthemas, Praktikums- oder Arbeitsplatzes oder Masterstudiums kreisen. Die Beitragenden wurden gebeten, diese Adressatinnen und Adressaten beim Verfassen der Texte zu berücksichtigen.

Aufbau und Inhalt

Das Buch hat drei inhaltliche Kapitel. Das erste Kapitel beginnt mit diesem einführenden Text, der Hinweise für die Lektüre des Buchs gibt. Darüber hinaus werden im ersten Kapitel die vier Perspektiven disziplinär verortet und

Anmerkungen für einen perspektivübergreifenden Diskurs gegeben. Im zweiten Kapitel werden einige Themen der vier Perspektiven von Professorinnen und Professoren anderer Hochschulen beleuchtet. Im dritten Kapitel werden Gespräche mit den anfangs erwähnten Professorinnen und Professoren veröffentlicht, weil sie maßgeblich die Perspektiven in die Lehre und Forschung an der Technischen Universität Berlin einbringen.

Erstes Kapitel: Einleitung

Ulrike Böhm und Cyrus Zahiri erinnern in ihrem Beitrag an die Spannweite des heutigen Tätigkeitsfelds von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten. Diese Spannweite entspräche etwa der Spannweite der in diesem Buch diskutierten Themen. Darüber hinaus fragen Böhm und Zahiri, wie das Tätigkeitsfeld zu üblichen »Wissensfeldern« steht: Wird in der Landschaftsarchitektur technikwissenschaftlich, gesellschaftswissenschaftlich oder künstlerisch gearbeitet? Ihre Antwort lautet, dass eine eindeutige Zuordnung bisher ausgeblieben sei. Das mache es schwierig, konsensfähig zu definieren, was zum Tätigkeitsfeld von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten gehöre. Deshalb schlagen sie unter anderem vor, dass sich die Personen, die sich einem Tätigkeitsfeld Landschaftsarchitektur zugehörig fühlen, zu einem Wissensfeld bekennen sollten. Dann würden die Unterschiede und Gemeinsamkeiten innerhalb des Tätigkeitsfelds besser hervortreten als bisher. Das könnte den Austausch über Inhalte erleichtern, so Böhm und Zahiri.

Sebastian Feldhusen argumentiert, dass die vier Perspektiven Einsichten eröffnen, besonders dann, wenn man sie aneinander vergleicht. Die Fokussierung auf eigene Perspektiven dürfe aber nicht dazu führen, sich nicht an

perspektivübergreifenden Diskursen zu beteiligen. Allerdings würden solche Diskurse häufig Probleme bereiten. Das liege zum Beispiel daran, dass es unterschiedliche Verständnisse davon gebe, was Entwerfen sei. Deshalb schlägt Feldhusen vor, zwischen einem »gestalthaften Entwerfen« und einem »tentativen Entwerfen« zu unterscheiden. Auf der Grundlage dieser Differenzierung, so hofft Feldhusen, könnten perspektivübergreifende Diskurse besser geführt werden, weil dadurch deutlicher werde, was mit »Entwerfen« gemeint ist. Er sieht besonders die Theorie der Landschaftsarchitektur in der Verantwortung, selbstverständlich verwendete Begriffe, wie es der Begriff Entwerfen ist, genauer zu hinterfragen, sodass perspektivübergreifende Diskurse besser gelingen.

Zweites Kapitel: Aufsätze

Wulf Tessin stellt in seinem Beitrag dar, dass es ein zunehmend angespanntes Verhältnis von Freiraumnutzung und Freiraumvulnerabilität gebe. Das Verhältnis sei so, weil in der heutigen Gesellschaft die Meinungen immer stärker darüber auffächern würden, wie sich Menschen in einem Freiraum zu verhalten hätten. Hinzu komme, dass viele Menschen den Freiraum zunehmend anders nutzten als bisher. Auf diese Veränderungen werde unterschiedlich reagiert: Manche Grünflächenämter entwickelten in Zeiten finanziell strapazierter Kommunen robuste und einfach zu pflegende Freiräume, die Tessin »Schadensvermeidungsarchitektur« nennt. Einige Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten gestalteten hingegen ästhetisch anspruchsvolle Freiräume, die mit einer überschaubaren Anzahl von Bauelementen arbeiteten. Andere Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten würden Freiräume entwerfen, bei denen die »Wildnis« im Mittelpunkt

stünde. Tessin argumentiert, dass alle drei Ansätze häufig nicht die Wünsche der Menschen erfüllen, die die Freiräume nutzen. Ausnahmen bildeten Freiräume wie der *Mauerpark* und der *Park am Gleisdreieck* in Berlin. Sie würden die Wünsche vieler Menschen erfüllen, da sie vielfältig genutzt werden könnten und dabei weder zu »künstlerisch« noch zu »ökologisch« wirkten. Schließlich halten sich die Menschen in einem Freiraum nicht auf, um etwas Besonderes zu erleben, sondern etwas Angenehmes, so Tessin.

Daniel Purdy setzt sich in seinem Beitrag mit dem Begriff Atmosphäre auseinander. Dabei erinnert er an einen Vorgängerbegriff im 18. Jahrhundert: Charakter. Dieser stütze sich wiederum auf den Begriff Wirkung. Um die Verwandtschaft zwischen den Begriffen Atmosphäre, Charakter und Wirkung herauszustellen, vergleicht Purdy vier Schriften miteinander: Für das 18. Jahrhundert erinnert er an Christian Cay Lorenz Hirschfelds *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785) und die anonym erschienenen *Untersuchungen über den Charakter der Gebäude*⁴ (1785). Für den zeitgenössischen Diskurs verweist Purdy auf Gernot Böhmers *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik* (1995) und Peter Zumthors *Atmosphären. Architektonische Umgebungen. Die Dinge um mich herum* (2006). Im Vergleich dieser vier Texte arbeitet Purdy heraus, dass sowohl im 18. Jahrhundert als auch heute beispielsweise folgende Aspekte vertreten werden: Atmosphären können von jedem Menschen ähnlich wahrgenommen werden, und Atmosphären können plötzlich Gefühle auslösen. Damit benennt Purdy zwei Aspekte, über die bis heute diskutiert wird: Sind Atmosphären inter-

4 Der Untertitel des Buchs lautet: *Über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und über die Wirkungen, welche durch dieselbe hervorgebracht werden sollen.*

subjektiv? Wie kann der Moment beschrieben werden, in dem eine Person etwas plötzlich empfindet? Purdy arbeitet an der Beantwortung solcher Fragen, indem er philosophische, literaturwissenschaftliche und architekturtheoretische Argumente verschränkt.

Swantje Duthweiler diskutiert Pflanzkonzepte, bei denen Landschaft und Natur als Gestaltungsreservoir aufgefasst wurden. Sie konzentriert sich auf solche Konzepte, die Landschaften interpretieren würden. Ziel dieser Konzepte sei es, den Eindruck von zumeist großflächigen Landschaften in kleinflächige Freiräume wie Gärten und Parks zu übersetzen. Ein Blick in die Geschichte der Pflanzenverwendung zeige, dass es verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten gebe: So wurden ganze Landschaftsausschnitte, aber auch nur abstrahierte Landschaftselemente in Freiräume übersetzt. Die Grundlage dieser Konzepte falle maßgeblich ins 20. Jahrhundert, auch wenn Duthweiler daran erinnert, dass bereits der Landschaftsgarten des 18. Jahrhunderts ein Beispiel landschaftsbezogener Pflanzenverwendung sei. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts würden zuerst die äußerlichen Erscheinungen von idealtypischen Landschaften in Freiräume übersetzt werden (William Robinson). Daraufhin seien fremdländische Pflanzenarten hinzugekommen, die den Eindruck der gewünschten Landschaften steigern sollten (Willy Lange). In der Folgezeit sei die Dynamik der Pflanzen stärker berücksichtigt worden, indem nicht Pflanzenbilder, sondern sich verändernde Pflanzeinheiten in der Landschaft identifiziert wurden, um sie auf einen Freiraum zu übertragen (Richard Hansen). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werde zunehmend nicht mehr versucht, Ausschnitte, Bilder oder Elemente einer Landschaft in einen Freiraum zu übertragen, sondern deren »Stimmung« oder »Atmosphäre« (Wolfgang Oehme,

James van Sweden, Piet Oudolf, Petra Pelz, Henk Gerritsen). Heute spielen dieser zuletzt genannte Ansatz eine wichtige Rolle. Dabei würden besonders natürliche Pflanzenlebensräume beobachtet, um deren Wirkung auf einen neuen Freiraum zu übertragen.

Michael Prytula beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem städtischen Stoffwechsel. Dessen Analyse soll dabei helfen, den Austausch von Stoffen innerhalb und außerhalb der Stadt besser zu verstehen und zu bewerten. Sich mit diesem Thema zu beschäftigen, sei notwendig, weil Menschen in die Entwicklung der Natur eingegriffen haben, um ein Leben in Städten zu ermöglichen. Prytula stellt die Entwicklung des Konzepts seit Mitte des 19. Jahrhunderts in groben Zügen dar. Dabei werde deutlich, dass bei der frühen Entwicklung des Konzepts sowohl naturwissenschaftliche (Jakob Moleschott) als auch geisteswissenschaftliche Ideen (Karl Marx) eine Rolle spielten. Ferner werde anschaulich, dass erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Fallstudien von Städten, darunter Brüssel, Hongkong und Gotland, entstanden, in denen der Austausch von Stoffen in der Stadt umfassend analysiert und mit Hilfe von Grafiken visualisiert wurde. Den Austausch von Stoffen sichtbar zu machen, sei ein wichtiger Arbeitsschritt in der Analyse von Städten im Konzept des Urbanen Metabolismus. Seit etwa einem Jahrzehnt sei das Konzept wissenschaftlich anerkannt und gehöre zum selbstverständlichen Repertoire der Stadtanalyse. Prytula fügt aber hinzu, dass das Konzept bisher nur marginalen Einfluss auf die praktizierte Stadtentwicklung habe. Außerdem weist er darauf hin, dass heute nicht nur physische Stoffe in die Analyse einbezogen werden, sondern auch der Austausch von Informationen durch digitale Techniken.

Drittes Kapitel: Gespräche

Die Gespräche mit Cordula Loidl-Reisch, Jürgen Weidinger, Norbert Kühn und Undine Giseke wurden von den Studierenden des Seminars vorbereitet, geführt und transkribiert.⁵ Auf die Inhalte der Gespräche wird in diesem einführenden Text nicht genauer eingegangen. Nur so weit: Für Cordula Loidl-Reisch ist ein Freiraum qualitativ, wenn er komfortabel und bequem ist, individuell auf Menschen eingeht, effizient und suffizient geplant und bis ins Detail konsistent gestaltet ist. Sind diese Anforderungen erfüllt, spricht sie von einer Landschaftsarchitektur mit Alltagstauglichkeit. Jürgen Weidinger beantwortet die Frage nach der Qualität von Freiräumen, indem er sich mit dem Thema Atmosphäre beschäftigt. Im Gespräch erzählt er, wie er zu diesem Thema gekommen ist, und wie seine Arbeit an der Universität durch seine Landschaftsarchitekturprojekte beeinflusst wird. Norbert Kühn vertritt die Position, dass die Landschaftsarchitektur verstärkt Gestaltung und Ökologie zusammenbringen sollte, um qualitative Freiräume realisieren zu können, die nicht nur Umweltbelastungen minimieren, sondern die dem Menschen auch die Sinnlichkeit von Pflanzen und Naturprozessen vermitteln. Das bezeichnet er als Designing Urban Nature. Undine Giseke setzt sich kritisch mit dem Modell der Europäischen Stadt auseinander. Das Modell basiere auf den Unterscheidungen von Kultur und Natur sowie von Stadt und Land. Diese Unterscheidungen gelte es aufzugeben, zumal in

5 Die Namen der Studierenden stehen auf Seite 4 und entsprechend der Verantwortlichkeit vor den Gesprächen, siehe Seiten 129, 151, 181 und 203. Es handelt sich um Studierende der Landschaftsarchitektur, vereinzelt der Stadt- und Regionalplanung und des Urban Designs der Technischen Universität Berlin. Die Transkriptionen wurden im Austausch mit den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern überarbeitet.

einer Zeit, in der über ein Anthropozän diskutiert werde. Dazu gehöre es, den Austausch von Stoffen und deren Auswirkung auf unterschiedliche Systeme zu untersuchen. Dafür stehe das Konzept des Urbanen Metabolismus. Im Gespräch erläutert sie, was sie unter diesem Konzept versteht, und wie sie es zukünftig ausdifferenzieren möchte, um qualitätsvolle Freiräume zu gestalten.

Um sich innerhalb der Gespräche zu orientieren, befinden sich an deren Seitenrändern Schlagwörter. Im Anhang (viertes Kapitel) ist eine Auswahlbibliografie zu finden. Alle zu diesem Buch Beitragenden haben hierfür Literaturempfehlungen gemacht, die sie als Einstieg in die Perspektiven verstehen. Durch das Sach- und Personenregister, das sich auch im Anhang befindet, können untergeordnete Themen im Buch schnell auffindig gemacht werden. Ferner macht das Sach- und Personenregister Bezüge zwischen den Perspektiven kenntlich.

Dank

Zu danken ist den Autorinnen und Autoren sowie den Gesprächspartnerinnen und -partnern für ihre Beiträge und ihre Geduld bei der Herstellung des Buchs. Den Studierenden ist zu danken, dass sie sich auf die eher ungewöhnliche Arbeitsweise im Seminar eingelassen haben, die in Teilen der einer Redaktion glich – mit allen Vorzügen und Schwierigkeiten. Die Firma *Richter Spielgeräte* hat den Druck der Publikation finanziell unterstützt, dafür ebenso herzlichen Dank. Ehrengard Heinzig und Regine Sobotta ist für ihre Mithilfe beim Korrektorat zu danken, Juliane Feldhusen bei der Gestaltung und dem Satz des Buchs.

Patchwork

Ulrike Böhm und Cyrus Zahiri

Innerhalb der Landschaftsarchitektur werden inzwischen unterschiedliche Tätigkeiten ausgeübt. Die Differenzierung des Berufs zeichnete sich besonders seit den 1970er-Jahren ab. Unter der Bezeichnung »Landschaftsplanung« oder »Landespflege« umfasste die Landschaftsarchitektur ihrerzeit auch die Landschaftsplanung und die Ökologie.

Heute entwerfen und planen Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten unter anderem öffentliche Parks, Plätze, Gartenschauen, Stadtteilkonzepte, Wohnumfeldgrün und übergeordnete Strategien für den Freiraum. Sie entwickeln inzwischen auch Konzepte für Urban Farming, Urban Gardening, kooperativ-kreative Projekte, Bürgerparks, Hands-on- und Do-it-yourself-Projekte oder steuern und organisieren Prozesse. Außerdem beraten Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten Bürgerinitiativen, vermitteln als Mediatorinnen und Mediatoren oder begleiten als Expertinnen und Experten Themen wie Denkmalpflege, Barrierefreiheit, Nachhaltigkeit, Regenwassermanagement oder Klimaanpassung.

Die Differenzierung des Berufs entsteht in Reaktion auf neue, im Rückblick auf die letzten vierzig Jahre deutlich komplexere Anforderungen an die Planung und Realisierung von Freiräumen. Zu berücksichtigen ist aber auch die gestiegene Erwartungshaltung von Verwaltung, Bürgerschaft und Politik an die Disziplin Landschaftsarchitektur. Es entwickelt sich zusammengenommen eine viel

anspruchsvollere Auftraggeberschaft. Entsprechend spezialisiert sich die Disziplin Landschaftsarchitektur.

Die in diesem Buch zusammengestellten Beiträge illustrieren die Spannweite dieser Spezialisierung. Diese Spannweite gründet auf verschiedene und nebeneinander gleichberechtigte landschaftsarchitektonische Denkweisen. In der Zusammenschau wird ein Patchwork sichtbar, das sich aus einer Vielzahl an Positionen sowie Sicht- und Arbeitsweisen zusammensetzt. Angesichts dieses Patchworks stellt sich die Frage nach Formen der Zuordnung und damit auch nach der eigenen Standortbestimmung. Versuchsweise sollen dazu zwei Leseanleitungen angeboten werden.

Entwerfen und Planen als Wissenskultur

Wissenschaftlich-technische Berufe suchen nach sicheren und wahren Lösungen. Es sind Berufe in der Naturwissenschaft, im Ingenieurwesen und der Medizin. Sie messen, beobachten, rechnen und entwickeln verlässliche Bearbeitungsmethoden und Abläufe.

Berufsgruppen, die mit soziokulturellen oder gesellschaftlich-ethischen Fragen umgehen, zielen auf Lösungen ab, die Teilhabe und Gerechtigkeit sicherstellen. Dazu gehören geisteswissenschaftliche Disziplinen wie Soziologie, Rechtswissenschaft, Politologie oder auch das Ausbildungswesen. Sie beschreiben, argumentieren, verhandeln oder streiten, um das für ihre Interessengruppe Gute zu ermitteln und durchzusetzen.

Eine dritte Berufsgruppe konzentriert sich auf künstlerisch-ästhetische Praktiken. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich diese Berufsgruppe seit der Renaissance eine große Autonomie erarbeitet hat. Künstlerinnen und Künstler formulieren ihre Untersuchungsgebiete und -ziele weitgehend selbst. Künstlerische Artefakte und Erkenntnisse ent-

wickeln sich in einem Wechselspiel zwischen Neuschöpfungen sowie Versuchen und Studien zu bereits bekannten Reihen. Dazu gehören auch nachgeschaltete Auswahl- und Filterungsprozesse mit Handlungen wie Kuratieren, Ausstellen und Archivieren.

Die meisten zeitgenössischen Berufe fühlen sich einer dieser Wissenskulturen zugehörig. Jede Wissenskultur ist das Ergebnis einer schrittweisen Genese, entstanden aus der Wechselbeziehung von Zielen, dazu entwickelten Bearbeitungsmethoden und Formen der Qualitätssicherung. Da Angehörige einer Berufsgruppe ihre Tätigkeiten erklären müssen, treten sie auch für ihre bestimmte Wissenskultur ein. Sie grenzen sich damit zugleich ab: Wir steigen nicht in ein *diskursiv ausgehandeltes* Fluggerät. Wir unterwerfen uns keinen *künstlerisch entwickelten* Rechtsnormen, und wir lassen uns ein Kunsterlebnis nicht *vorrechnen*.

Lässt sich die Disziplin Landschaftsarchitektur einem der beschriebenen Wissensfelder zuordnen? Dazu ist an zwei disziplinäre Trennungen zu erinnern: Mit der beginnenden Industrialisierung emanzipierte sich zuerst das Bauingenieurwesen von der Architektur und ordnete sich dem wissenschaftlich-technischen Wissensfeld unter. Damit war auch eine Trennung der Curricula in Architektur einerseits und Bauingenieurwesen andererseits verbunden. Im Zuge einer zweiten Loslösung etablierten sich ab Ende der 1960er-Jahre die Stadt- und Landschaftsplanung. Die neuen Disziplinen begründeten sich aus einer Schwerpunktverschiebung, die Fragen der Stadt- und Landschaftsentwicklung stärker unter gesellschaftspolitischen Perspektiven bearbeiten wollte. Zeitgleich positionierte sich die Landschaftsplanung unter den Paradigmen Umwelt- und Naturschutz.

Dagegen gelang es den verbliebenen Disziplinen Architektur, Städtebau und Landschaftsarchitektur bis heute

nicht, sich zu emanzipieren.¹ Um sich eindeutig dem Wissensfeld Kunst zuzuordnen, wäre eine größere Autonomie notwendig. Letztlich ist die Disziplin der Landschaftsarchitektur aber eingebunden in eine Vielzahl von technischen und gesellschaftlichen Anforderungen. Zu den technischen Anforderungen gehören Baubarkeit, Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit. Zu den sozioökonomischen Anforderungen zählen unter anderem Normen als Produkt gesellschaftlicher Zielsetzungen, die jeweiligen wirtschaftlichen und politischen Interessen der Auftraggeberschaft oder der zur Realisierung erforderliche Kapitaleinsatz.

Die hier beschriebene Dreiteilung findet sich bereits in dem ältesten bekannten Text zur Architekturtheorie. Um 30 vor Christus beschreibt Vitruv eine Trias, innerhalb derer sich jedes Planen und Bauen bewegt. Zur besseren Orientierung führt er dazu die Begriffe *firmitas* (Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit), *utilitas* (Nützlichkeit) und *venustas* (Anmut) ein.² Dabei sieht er technische Anforderungen, sozio-kulturelle Vorstellungen und ästhetische Qualitäten als gleichberechtigte Bestandteile des Bauens. Entsprechend oszilliert das Arbeitsfeld zwischen technischen Anforderungen, gesellschaftlichen Kontexten und künstlerisch-ästhetischen Praktiken. Es ist zu berücksichtigen, dass Disziplinen, die versuchen, zwischen unterschiedlichen Wissensfeldern und ihren inkommensurablen Paradigmen zu vermitteln, stets einer großen Portion an Skepsis ausgesetzt sind.³ Übergänge oder Mischungen sind eigentlich nicht vorgesehen.

1 Vgl. Zahiri 2017: 46

2 Vgl. Vitruv 1991 [um 30 vor Christus]

3 Vgl. Fleck 2009 [1935]

Mit der Differenzierung der Disziplin der Landschaftsarchitektur sind eine Reihe von parallel verlaufenden Diskursen entstanden, die sich selten berühren, und die zumeist nur von den jeweils involvierten Vertreterinnen und Vertretern dieser Diskurse geführt werden. Diese Differenzierung lähmt die Standortbestimmung und einen übergreifenden Austausch. Offen bleibt, ob damit eine Bereicherung der Disziplin Landschaftsarchitektur verbunden ist, oder ob sich eher ein nivellierendes Rauschen eingestellt hat.

Zu bemerken ist auch eine Hinwendung zu vordergründig objektivierbaren Themen, seien es Diskurse zur Prozessorientierung und Teilhabe, zur Nachhaltigkeit oder zu Normierungen. Dazu werden wünschenswerte Eigenschaften von Freiräumen benannt, gesammelt und in scheinbar messbare Kriterien überführt. Ein besonders beredtes Ergebnis dieses Verfahrens sind die umfangreich quantifizierten und im Detail teilweise widersprüchlichen Anforderungen zur Barrierefreiheit. Dagegen fehlt eine ähnlich intensiv geführte Auseinandersetzung zur ästhetischen Dimension der Disziplin. Ein die genannten Wissensfelder überspannender Diskurs zur Qualität von Freiräumen kann so nicht gelingen.

Wozu Freiräume?

Freiräume erfüllen vielfältige Erwartungen. Unter anderem dienen sie der Gesundheitsvorsorge und dem Klimaschutz, bieten Bewegungsangebote und ermöglichen soziale Integration und Teilhabe. Wulf Tessin erinnert in seinem Buch *Ästhetik des Angenehmen* (2008) daran, dass sich Menschen im Freiraum auch ein Stück weit von ihrem Alltag entfernen möchten. Freiräume dienen demnach als Orte des Nicht-Alltäglichen, als Zufluchtsorte in

eine andere Welt.⁴ Die von Tassin zusammengestellten Beschreibungen bieten eine Reihe von Anknüpfungspunkten für weitere Diskussionen über ästhetische Qualitäten von Freiräumen. Unter anderem erinnern sie an die von Michel Foucault zusammengestellten Merkmale der »Heterotopie«. Für Foucault sind Heterotopien »Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte«.⁵ Heterotopien sind Räume, die es ermöglichen, Abstand zu nehmen, die »außerhalb« liegen und eine eigene Zeitlichkeit besitzen. Innerhalb eines schützenden Rahmens erlauben sie abweichendes Verhalten und andere Formen des Wahrnehmens. Foucault verweist dazu auf unterschiedliche Beispiele: Neben Kino, Theater und Bibliothek gehören dazu auch Freiräume wie Friedhof oder Festwiese. Für ihn ist der Garten die »vielleicht älteste Heterotopie«.⁶

In diesen Konzepten klingt auch John Deweys Bestimmungsversuch des Ästhetischen an. Dewey zufolge besitzt jedes ästhetische Erlebnis zwei Komponenten: Zunächst wird Ästhetisches körperlich-sinnlich erfahren. In der Folge kann diese Erfahrung auch einen Erkenntnisprozess anstoßen.⁷ Die von Dewey beschriebene Abfolge wird durch unterschiedliche Merkmale und Motive ausgelöst, beispielsweise durch das Erleben von natürlichen Phänomenen in Freiräumen und Parks, durch die Offenheit in der Nutzung von Freiräumen und durch die Abwesenheit eines Zeit-

4 Vgl. Tassin 2008: 52

5 Foucault 1993 [1967]: 39

6 A. a. O.: 42–43

7 Vgl. Dewey 1988

regimes.⁸ Anknüpfungspunkte bieten auch Stimmungen und Atmosphären sowie besondere räumlich-materielle Eigenschaften wie Haptik und Klang.

Der Hinweis Tessins und das von Foucault formulierte Konzept der Heterotopie erinnern aber auch daran, dass Wahrnehmen und Erleben zentrale Qualitäten von Freiräumen sind. Eine zeitgemäße Interpretation des Ästhetischen kann aber weder vorab normativ festgelegt, noch diskursiv ermittelt werden. Ihre Entwicklung ist abhängig von der individuellen Erfahrung der Entwerferin oder des Entwerfers und den von ihr oder ihm favorisierten Arbeits- und Denkweisen. Sie wird zunächst durch die Entwerferin oder den Entwerfer für einen bestimmten Ort und eine bestimmte Aufgabenstellung entwickelt. In einem zweiten Schritt erfolgt eine Auswahl im Rahmen von Qualitätssicherungsverfahren und im Vergleich alternativer Entwurfsansätze.

Angesichts der gestiegenen Ansprüche an Freiräume und unter Berücksichtigung der Vielfalt an Diskursen, sollte auch die Frage nach der ästhetischen Qualität von Freiräumen stärker thematisiert werden. Aktuell fehlt dazu eine breite Diskussion. Den gegenwärtigen Zustand beschreibt Christa Reicher wie folgt: »In der Debatte über Architektur und Städtebau werden die Aspekte von Schönheit und Ästhetik [...] vielfach als Geschmacksfrage abgetan, was die Gefahr birgt, dass deren Wert an sich relativiert wird. Dabei sind die Atmosphäre des Stadtraums, seine Qualität und damit unser Wohlbefinden in hohem Maße von ästhetischen Aspekten beeinflusst.«⁹

Eine Ausnahme dazu bilden der kontrovers geführte Diskurs zur »Schönheit der Stadt« und die dazu veröffent-

8 Vgl. Tessin 2008: 48–49

9 Reicher 2017: 275

lichten Texte.¹⁰ Zum Beispiel stellen Ralf Weber und Alexander J. Schmidt fest:

»Obwohl in der Vergangenheit bis in das 19. Jahrhundert das Schöne in der Philosophie, der Kunsttheorie und der Architekturtheorie durchaus normativ definiert wurde, versuchte man in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder, den Begriff der Schönheit im Alltag von Architektur und Städtebau zu umgehen. ›Schönheit‹ als Bestandteil einer durchsetzungsfähigen Argumentation gab es nicht. Die Stadtgestaltung oder die gute Gestaltung waren ausweichende Begriffe.«¹¹

Hilfreich für den Start eines Diskurses zur ästhetischen Qualität von Freiräumen wäre eine Standortbestimmung, zu der die vier Perspektiven landschaftsarchitektonischen Denkens in diesem Buch einen Beitrag liefern. Unter Berücksichtigung der oben genannten Wissenskulturen wäre danach zu fragen, welcher dieser Kulturen sich die unterschiedlichen Fachrichtungen selbst zuordnen. Ohne eine klare Zuordnung leidet die Berufsgruppe intern und extern an einer nicht zu unterschätzenden Sprachlosigkeit. Mit einer Standortbestimmung lassen sich jedoch die eigenen Themenfelder und Kompetenzen abstecken; Häufungen von Positionen und Leerstellen werden sichtbar. Gleichzeitig kann über die Auswertung der Differenzen ein gemeinsamer Austausch beginnen. Darüber hinaus wären geeignete Vermittlungsformen und -formate zu erfinden, um Fachleute, aber insbesondere auch Fachfremde, in die Auseinandersetzung einzubeziehen.

10 Vgl. Altrock und Huning 2017 sowie die Veranstaltungsreihe *Dortmunder Vorträge zur Stadtbaukunst*

11 Schmidt und Weber 2017: 218

- Altrock, Uwe und Sandra Huning (Hg.) (2017): Die schöne Stadt. Berlin.
- Dewey, John (1988): Kunst als Erfahrung. Erste Auflage. Frankfurt am Main.
- Fleck, Ludwik (2009): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache [1935]. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Dritte Auflage. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1993): Andere Räume [1967]. In: Karlheinz Barck (Hg.): Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig, Seiten 34–46.
- Reicher, Christa (2017): Statt Zauberformeln und Blaupausen für die »schöne« Stadt – ein Plädoyer für mehr Städtebaukultur. In: Uwe Altrock und Sandra Huning (Hg.): Die schöne Stadt. Berlin, Seiten 273–287.
- Schmidt, Alexander J. und Ralf Weber (2017): Das Schöne in der Stadt. In: Uwe Altrock und Sandra Huning (Hg.): Die schöne Stadt. Berlin, Seiten 218–225.
- Tessin, Wulf (2008): Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden.
- Vitruv [Vitruvius Pollio, Marcus] (1991): Zehn Bücher über Architektur [um 30 vor Christus]. Vierte Auflage. Darmstadt.
- Zahiri, Cyrus (2017): Ästhetik und Städtebau – Vier Annäherungen. In: Uwe Altrock und Sandra Huning (Hg.): Die schöne Stadt. Berlin, Seiten 45–95.

Gestalthaftes und tentatives Entwerfen

Sebastian Feldhusen

Entwerfen ist nicht gleich Entwerfen – nur wer diese Ansicht teilt, wird sich auf die folgende Problembeschreibung einlassen können: Perspektivübergreifende Diskurse in der Landschaftsarchitektur scheitern häufig daran, dass mit dem Begriff »Entwerfen« verwandte, aber unterschiedliche Tätigkeiten bezeichnet werden. Deshalb ist es aus meiner Sicht sinnvoll, zwischen einem *gestalthaften Entwerfen* und einem *tentativen Entwerfen* zu unterscheiden. Dieser Vorschlag zur Differenzierung des Entwurfsbegriffs wird im Folgenden begründet.

Was ist das Problem?

Alle in diesem Buch behandelten Perspektiven landschaftsarchitektonischen Denkens können Einsichten eröffnen. Das gelingt besonders dann, wenn die Perspektiven miteinander verglichen werden. Dadurch zeichnen sich Unterschiede ab und Eigenheiten der Perspektiven treten deutlicher hervor. Das ist ein Ziel dieses Buchs. Aber wie kommt es zu den Unterschieden? Sicher tragen die Forschenden zu ihnen bei, indem sie Perspektiven bewusst voneinander abgrenzen, um die Bedeutung der eigenen Arbeiten zu stärken. Die Unterschiede entstehen aber auch auf einem eher unbewussten Weg: Forschende nehmen Phänomene schlicht unterschiedlich wahr, gewichten ihre Relevanz anders und ziehen daraus verschiedene Schlüsse. Dazu gehört auch, dass sich Forschende auf Grund eigener Interessen

in verschiedene Inhalte vertiefen. Dabei wird das Interesse durch die eigene Biografie und das kulturelle Umfeld beeinflusst.¹ Das führt dazu, dass andere Inhalte cursorisch oder nicht betrachtet werden.

Das bisher Gesagte ist weder neu, noch ist es überraschend. Was ist nun das Problem, das der folgenden Überlegung den Impuls gab? Genau genommen sind es zwei Probleme. Zum ersten Problem: Perspektivübergreifende Diskurse bleiben häufig aus, weil sich Forschende primär in spezielle Diskurse vertiefen. In perspektivübergreifenden Diskurse werden Fragen behandelt, die über spezielle Diskurse hinausgehen, aber alle diese Diskurse betreffen: Was ist Landschaftsarchitektur? Was ist gute Landschaftsarchitektur? Alle wollen für den Menschen entwerfen, aber was wird unter »Mensch« verstanden? Inwiefern hat die Landschaftsarchitektur eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft? Mit welchen Methoden wird zur Landschaftsarchitektur geforscht? Ist Schönheit noch ein Begriff der Landschaftsarchitektur, war sie es jemals? Wie wirkt sich die Digitalisierung auf die landschaftsarchitektonische Praxis aus? Das sind Fragen, die mehr oder weniger alle Diskurse in der Landschaftsarchitektur betreffen, es handelt sich also um perspektivübergreifende Fragestellungen.

1 Wem die eigene Erfahrung nicht als Beleg genügt, sei *Wissenschaft als Beruf* von Max Weber (1919), *Philosophische Lehrjahre* von Hans-Georg Gadamer (1977) oder, nicht biografisch und dafür systematisch ausgearbeitet, *Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935) von Ludwik Fleck empfohlen. Auch wenn diese Bücher aus einer anderen Zeit und von Autoren anderer Wissenschaften stammen, machen sie noch heute für den akademischen Bereich deutlich, dass das Leben nicht vor den Türen einer Hochschule Halt macht (vgl. Weber 2010 [1919], vgl. Gadamer 2012 [1977], vgl. Fleck 1980 [1935]).

Nun zum zweiten Problem: Beginnt dann doch einmal ein perspektivübergreifender Diskurs, wird häufig davon ausgegangen, dass im Diskurs über die gleiche Sache geredet wird – das ist aber häufig nicht der Fall. Während das erste Problem also das Zustandekommen eines Diskurses betrifft, geht es im zweiten Problem um dessen Durchführung. Im Folgenden wird sich auf das zweite Problem beschränkt. Es geht um die Schwierigkeit, dass die Teilnehmenden eines perspektivübergreifenden Diskurses oftmals aneinander vorbeireden – und gleichzeitig das nicht zur Kenntnis nehmen oder nehmen wollen. Zugegeben, das ist eine Binsenweisheit für Kommunikation allgemein. In manchen Lebensbereichen mag es sogar bereichernd sein, wenn aneinander vorbeigeredet wird. Auch in der Lehre und Forschung kann ein solches Missverstehen produktiv sein. Aber wenn man ehrlich mit sich ist, ist es doch frustrierend, wenn ein Diskurs ins Leere führt, nur weil man sich missversteht. Das Missverstehen begünstigt wiederum emotional geführte Diskurse, in denen sich die Beteiligten zumindest stillschweigend in einem Punkt einig sind: zukünftig nicht mehr solche Diskurse führen zu wollen, sondern sich in die eigene Perspektive zu vertiefen, sich also auf die eigenen Forschungsinteressen zu konzentrieren.

Gerade selbstverständlich klingende Begriffe bereiten die größten Probleme. Hierzu gehört der Begriff Entwerfen. In den letzten zehn Jahren wurde verstärkt darüber diskutiert, welches Wissen im und durch das Entwerfen zu gewinnen sei,² in welchem Verhältnis Entwerfen und Wissenschaft stünden,³ und wie das Entwerfen als eine Kul-

2 Vgl. etwa Weidinger 2013 und 2015

3 Vgl. etwa Ammon und Froschauer 2013

turtechnik eigener Art verstanden werden könne.⁴ Darum geht es hier nicht. Stattdessen nehme ich das Entwerfen als Beispiel, um zu verdeutlichen, dass im Diskurs nicht alle beteiligten Personen das Gleiche meinen, wenn sie vom Entwerfen sprechen. Ich mache meine Äußerungen nicht an einem konkreten Diskurs oder Beispiel fest, um eine vorschnelle Parteinahme zu umgehen. Meine Äußerungen bleiben konzeptionell, sie stammen aber aus Erfahrungen im Umgang mit solchen Diskursen.

Unterschiede im Gemeinsamen

Nun ist es nicht falsch, verwandte Tätigkeiten unter dem Begriff Entwerfen unterzuordnen, aber, und darum geht es mir hier: es ist nicht sonderlich differenziert. In jedem Fall trägt diese Undifferenziertheit zu Missverständnissen im perspektivübergreifenden Diskurs bei – und das, obwohl davon auszugehen ist, dass Begriffe nie allein stehen, sondern stets im Zusammenhang mit anderen Begriffen in einer speziellen Gesprächssituation verwendet werden. Weil es also trotz alledem ein Missverstehen beim Begriff Entwerfen gibt, wäre es aus meiner Sicht sinnvoll, zwischen einem *gestalthaften Entwerfen* und einem *tentativen Entwerfen* zu unterscheiden.

Diese Begriffsbildung soll deutlich machen, dass es um Unterschiede im Gemeinsamen geht. Zuerst zum Gemeinsamen: Hierfür werde ich nun minimale, allgemeine, aus meiner Sicht unstrittige Eigenheiten nennen, die auf alle möglichen Tätigkeiten zutreffen, die in der Landschaftsarchitektur im weitesten Sinne als »Entwerfen« bezeichnet werden können.

4 Vgl. etwa Gethmann und Hauser 2009

Um diese Eigenheiten zu benennen, könnte man sich mit einer der vielen Definitionen von Entwerfen beschäftigen.⁵ An dieser Stelle ist es aber ausreichend, sich weitestgehend⁶ an die Reflexion eigener Erfahrung im Entwerfen zu halten; darin inbegriffen sind Beobachtungen des Entwerfens von Kolleginnen und Kollegen sowie von Studierenden der Landschaftsarchitektur an Hochschulen in der Bundesrepublik.

Entwerfen allgemein

Erstens: Mit dem Entwerfen wird erst begonnen, wenn es einen Anlass gibt. In der beruflichen Praxis wird dieser durch eine Bauherrenschaft formuliert, die es an einer Hochschule zumeist nicht gibt. Auf einer allgemeinen Ebene betrachtet, ist der Anlass ein Defizit⁷, das zum Beispiel ästhetisch, funktional, ökologisch, ökonomisch, sozial, alles zusammen oder auch anders begründet wird. Dieses Defizit ist eines der besonderen Art: Es kann nicht in kleinere Defizite aufgespalten werden, die es den Entwerfenden leichter machen würden, das Defizit besser oder weniger kompliziert charakterisieren zu können, und um es dann schrittweise zu beheben. Zweitens: Um das Defizit beheben zu können, muss eine These oder dergleichen formuliert werden. Die Funktion der These ist, dass auf ihrer Grundlage im Verlauf der Arbeit Entscheidungen getroffen werden. Hierfür muss die These über einen längeren Zeit-

5 Ein systematischer Einstieg in dieses Thema gelingt gut über die Geschichte der Architekturausbildung, vgl. etwa Johannes 2009.

6 Impulse lieferten zum Beispiel Günter Figal kurze, aber anregende Bemerkungen zum »Werfen« (Figal 2014: 25–27).

7 In der Regel wird hier von »Problem« gesprochen und auf die besondere Art der Probleme hingewiesen, etwa »wicked problems« bei Horst Rittel und Melvin Webber, vgl. hierzu zusammenfassend Prominski 2004: 95–98.

raum gültig sein. Sie kann zwar auch angepasst oder durch andere Thesen ersetzt werden, aber ohne eine These können nur schwer entwurfliche Entscheidungen getroffen werden, die zum Beispiel ästhetische, funktionale, ökologische, ökonomische oder soziale Belange in einem Entwurf berücksichtigen. Die These ist also ein übergeordneter Gedanke, der sich einer einseitigen Zuordnung zu einem der genannten Belange entzieht. Alternative Begriffe zur These sind etwa Leitidee oder Thema.⁸ Drittens: Das Entworfen soll das Defizit nicht nur beheben, sondern auch neue Möglichkeiten eröffnen, welcher Art auch immer. Das Entworfen soll also einen Überschuss besitzen, etwas, das über das Geforderte und Notwendige hinausreicht. Deshalb ist es unzureichend, das Entwerfen auf ein Verfahren zum Beheben von Defiziten zu reduzieren. Viertens: Entwerfen geschieht nicht einfach, sondern es ist eine bewusste Handlung. Gewiss gibt es im Entwerfen Momente, in denen unbewusst gehandelt wird. Häufig werden diese Momente von den Entwerfenden sogar durch Zufallstechniken oder dergleichen herausgefordert. Das Entwerfen als Ganzes ist aber keine unbewusste Tätigkeit. Damit verbunden ist die Einsicht, dass das Entwerfen durchaus eine rationale Tätigkeit ist, vorausgesetzt man teilt die Auffassung, dass es unterschiedliche Rationalitäten gibt, die jeweils eigene Voraussetzungen, Relativitäten und Reichweiten besitzen. Fünftens: Im Entwerfen wird davon ausgegangen, dass ein Ergebnis entsteht, das nicht durch das Denken allein erzielt werden kann, aber auch nicht nur durch das

8 Alban Janson und Florian Tigges erinnern daran, ein »architektonisches Thema«, wie etwa das von Oswald Mathias Ungers formulierte »Das Haus im Haus«, nicht mit »Themen allgemeiner Art« wie Demokratie oder Nachhaltigkeit zu verwechseln (Janson und Tigges 2013: 321).

Machen, also das Herstellen von etwas. Das kann sogar zu einer Methode ausgebaut werden; im einfachsten Fall besteht diese zum Beispiel im Wechsel von eigenem Skizzieren und Diskutieren über das Produzierte mit Kolleginnen und Kollegen. Sechstens: Entwerfen heißt auch, Entscheidungen zu treffen. Sie sind weder wahr noch unwahr, auch nicht unbedingt richtig oder falsch, sondern eher passend, weniger passend, unpassend und viele weitere Abstufungen dazwischen. Im Entwerfen hat man es also hauptsächlich mit qualitativen Phänomenen zu tun, die quantitative Dimensionen beinhalten. Siebtens: Im Entwerfen bleibt zu einem gewissen Maß offen, wohin sich die Arbeit entwickelt. In dessen Verlauf werden Entscheidungen getroffen, die mit der These und den bereits getroffenen Entscheidungen abgeglichen werden. Dieses Vorgehen führt dazu, dass das Resultat des Entwerfens immer deutlicher hervortritt. Achtens: Der Verlauf der Arbeit ist zumeist nicht linear und kontinuierlich. Die Bewegungen des Arbeitens gehen, bildhaft gesprochen, nicht Schritt für Schritt voran, sondern häufig auch mehrere Schritte zurück, um kurze Zeit später wieder einige Schritte nach vorne zu gehen. Neuntens: Entwerfen ist letztlich nicht Suchen, sondern Finden. Suchen ist im Arbeiten ein Mittel zum Finden und damit eine Bedingung des Entwerfens, nicht dessen Ziel. Gefunden werden soll etwas, das noch nicht da ist. Deshalb bedarf es im Arbeiten Medien wie Zeichnungen, Modelle und Texte. Sie sollen das anschaulich machen, was es erst zu entwickeln gilt. Dabei machen alle Medien etwas in einer bestimmten Weise anschaulich, die sich nicht völlig mit der Anschauung des Resultats deckt. Alle Medien im Entwerfen sind also zu einem gewissen Grad fälschend. Alternative Begriffe zu Medien in der Entwurfstheorie sind Artefakte, Hilfsmittel, Instrumente, Werkzeuge. Zehntens: Entwerfen

beginnt nicht bei null. Entwerfende haben immer schon Erfahrungen gemacht, von denen sie sich nicht vollständig frei machen können und müssen. Diese Erfahrungen haben in positiver und negativer Hinsicht Einfluss auf das Resultat. Elftens: Das Gleiche gilt für den jeweiligen Gegenstand des Entwerfens. Jeder Entwurf knüpft an etwas an, das häufig schlicht »Bestand« genannt wird. Entwerfen baut also immer auf etwas auf, das schon da ist. Das entworfen Resultat wird also in Zukunft in Beziehung zu etwas stehen, das eine Geschichte hat – das heißt auch, dass das Neue zusammen mit dem Bestehenden zukünftig zu einer neuen Geschichte werden kann.

Die bisher genannten Eigenheiten des Entwerfens, die gewiss ergänzt und präzisiert werden könnten, dürften für die meisten Tätigkeiten zutreffen, die in der Landschaftsarchitektur als »Entwerfen« bezeichnet werden. Die in diesem Beitrag vorgeschlagene Differenz zwischen gestalthaftem Entwerfen und tentative Entwerfen wird deutlich, wenn formuliert wird, welche Art und Weise das Etwas besitzt, das entworfen werden soll. Anders formuliert: Zwar ist Entwerfen stets ein Entwerfen von *etwas*, aber damit ist nicht gesagt, was für eine *Medialität das Etwas* hat. Das ist aber entscheidend, weil von der Medialität des zu Entwerfenden auch dessen Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten abhängen. Der springende Punkt ist also, dass das gestalthafte und das tentative Entwerfen unterschiedliche Zusammenhänge zwischen der Medialität des zu Entwerfenden und der Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten herstellen. Diese Differenz stelle ich im Folgenden heraus, zuerst gehe ich auf das gestalthafte Entwerfen ein.

Gestalthaftes Entwerfen

Im gestalthaften Entwerfen wird nicht hinterfragt, welche Medialität das Entworfenene hat. Klar ist, dass das Entworfenene kein Text, kein Bild, sondern ein Raum ist, ein durch Dinge und ein auch durch Menschen hervorgebracht oder zumindest beeinflusster – wobei sich das je nach Raumbegriff unterscheidet, was aber hier vernachlässigt wird. Die Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten hängen davon ab, was für ein Medium das hat, was letztlich realisiert werden soll. Wobei das Realisieren hier nicht Ausführen im Sinne der Ausführungsplanung meint, sondern Möglichkeiten einer Realisierung der auf der Grundlage des Mediums Raum entsprechenden Entwurfslösung. Im gestalthaften Entwerfen werden also die Bedingungen des Möglichen mit den Bedingungen des Mediums Raum in Beziehung gesetzt. Wird das Entworfenene realisiert, ist der Entwurf zum Ende gekommen, zu einem räumlichen Werk⁹ geworden, auch wenn im Fall von Freiräumen dessen gewünschte Wirkung zumeist erst nach Jahren eintritt, wird allein an das Pflanzenwachstum gedacht. Das Handeln von Menschen mit dem Werk, die Veränderung des Werks und andere, nach der Realisierung des Entwurfs eintreffende Prozesse, könnten zwar auch als Entwerfen bezeichnet werden,¹⁰ unterscheiden sich aber von der Tätigkeit des gestalthaften Entwerfens, das die Arbeit vor der Realisierung des Werks bezeichnet.

Aber was heißt hier »Gestalt«, warum »gestalthaft«? Um diese Fragen zu beantworten, verweise ich auf den Aufsatz »Gestalt« von Dagmar Buchwald in *Ästhetische*

9 Werk meint hier nicht Kunstwerk im Sinne der Bildenden Kunst, sondern Werk der Landschaftsarchitektur.

10 Vgl. etwa Führ 2004: 21–23

Grundbegriffe.¹¹ In ihrem begriffs- und ideengeschichtlich aufgebauten Text geht die Autorin unter anderem auf die Verwendung des Begriffs Gestalt in Christian von Ehrenfels' Konzept der »Gestaltqualitäten« von Ende des 19. Jahrhunderts ein, auch auf die Konzepte der Gestaltpsychologie der *Berliner Schule* von Anfang des 20. Jahrhunderts. Diese Konzepte gehören heute noch zum Kanon der Gestaltungslehre. Ich konzentriere mich auf die Einleitung der Autorin, in der sie Gestalt besonders in Auseinandersetzung mit Texten Maurice Merleau-Pontys charakterisiert. Ich selektiere einige Charaktere der Gestalt, die von der Autorin genannt wurden, formuliere sie zusammenfassend und in eigenen Worten als Merkmale einer Gestalt.¹²

Erstens: Eine Gestalt ist im Raum anschaulich, sie kann wahrgenommen werden, das heißt sie wird in einer bestimmten Weise auch ohne ausdrückliche kognitive Verarbeitung räumlich aufgefasst, interpretiert. Das unterscheidet die Gestalt von der Idee, die nur verstanden, aber nicht wahrgenommen werden kann. Zweitens: Wenn eine Gestalt im Raum wahrgenommen werden kann, unterliegt sie auch der Zeit. Eine Gestalt hat also Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Drittens: Eine Gestalt ist plötzlich da, sie wird nicht allmählich wahrgenommen. Zumeist wird dieser Moment so beschrieben, dass sich eine Figur von einem Grund abhebt. Umgekehrt ist es in der Regel schwierig, von einer erst einmal wahrgenommenen Gestalt, der Figur, wieder abzusehen. Viertens: Eine Gestalt wird nicht als etwas Zusammengesetztes wahrgenommen, sondern als etwas Ganzes, als Ganzheit. Die Ganzheit kann nur in einem bewussten Wahrnehmungsakt als etwas Zusammen-

11 Buchwald 2010

12 Für den folgenden Absatz gilt: Vgl. dieselbe 2010

gesetztes wahrgenommen werden. Dabei ist es unmöglich, die Ganzheit und die Bestandteile der Ganzheit in einem Moment in gleicher Intensität wahrzunehmen. Fünftens: Wenn die Bestandteile der Ganzheit, auf welchem Weg auch immer, wahrgenommen werden, heißt das auch, dass eine Gestalt nicht nur anschaulich, sondern einsichtig wird, wie es zur Gestalt gekommen ist.¹³ Das Herstellen einer Gestalt, das Gestalten, hat also auch eine ethische Dimension. Sechstens: Der Mensch ist durch die Bedingungen seiner Wahrnehmung an der Bildung einer Gestalt beteiligt. Radikaler formuliert: Weil der Mensch wahrnehmend lebt, ist er der Wahrnehmung von Gestalten ausgesetzt, es ist nicht möglich, sich Gestalten und damit auch Gestaltbildungen zu entziehen, vorausgesetzt die Wahrnehmenden haben keine physischen oder psychischen Besonderheiten.

Das gestalthafte Entwerfen hat eine Gestalt oder eine Vielzahl unterschiedlicher Gestalten als Freiraum zum Ziel. Deshalb muss sich ein solches Entwerfen auch der soeben genannten Merkmale der Gestalt vergegenwärtigen. Mehr noch: Die formulierten Merkmale von Gestalten werden zu Voraussetzungen des Freiraumentwurfs, das heißt zu medialen Bedingungen des Entwerfens. Dabei ist zu bedenken, dass die Entwerfenden in der Landschaftsarchitek-

13 Jörg H. Gleiter sieht die Hochbauarchitektur in Zeiten digitaler Techniken in diesem Punkt herausgefordert: An einem digital entworfenen Gebäude kann etwa im Vergleich zu einem Gebäude des Klassizismus nicht mehr gesehen werden, wie es konstruiert sei. Genau das führe dazu, dass die Gebäude auf den Menschen erhaben wirken (vgl. Gleiter 2014). In zeitgenössischer Landschaftsarchitektur kann in den meisten Fällen trotz digitaler Techniken die Konstruktionsweise mehr oder weniger durchschaut werden. Außerdem bin ich im Fall der Landschaftsarchitektur nicht davon überzeugt, dass deren mögliche Erhabenheitswirkung von der Unsichtbarkeit der Konstruktionsweise abhängig ist.

tur keine Gestalt selbst hervorbringen. Sie realisieren also nicht unmittelbar die Gestalt, indem sie Material formen, sondern zeigen, wie das Material zu einer Gestalt geformt werden soll. Gezeigt wird dies mit Hilfe von Zeichnungen, Modellen oder dergleichen. Hierbei handelt es sich auch um Gestalten. Sie unterscheiden sich aber von der Gestalt als Freiraum. Hinzukommt, dass von diesen Gestalten im Entwurfsprozess für einen Freiraum abgesehen werden muss, weil Zeichnungen, Modelle oder dergleichen nicht selbst die zu entwerfenden Gestalten sind. Diese Einsicht macht es meines Erachtens notwendig, nicht von einem »gestalterischen«, sondern von einem »gestalthaften« Entwerfen zu sprechen.¹⁴

Ob ein Freiraum überhaupt als eine Gestalt oder als eine Zusammenstellung von Gestalten zu bezeichnen ist, wird an dieser Stelle nicht weiter behandelt.¹⁵ Nur soweit: Die Beantwortung dieser Frage hängt auch davon ab, ob die soeben skizzierten Merkmale der Gestalt wörtlich (und damit zumeist visuell) oder sinngemäß (und somit auch räumlich) aufgefasst werden. Ich fasse sie hier sinngemäß auf; damit gelten die Merkmale aus meiner Sicht auch für Räume. Darauf kann hier nicht genauer eingegangen werden.¹⁶

Tentatives Entwerfen

Während im gestalthaften Entwerfen die medialen Bedingungen des zu Entwerfenden konstitutiv sind, werden sie im tentativen Entwerfen hinterfragt. Dadurch vergrößern sich ihre Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten

14 Buchwald verweist in ihrem Beitrag auf andere Verständnisse des Gestalthaften, auf die ich mich hier nicht beziehe (Buchwald 2010: zum Beispiel 830).

15 Vgl. skeptisch Weidinger 2014: 37

16 Vgl. etwa Feldhusen 2017

im Vergleich zum gestalthaften Entwerfen. Im tentativen Entwerfen können Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten unterschiedlicher Medialität erkundet und auf ihren Nutzen für das Beheben des Defizits befragt werden. Das tentative Entwerfen entkoppelt also vorübergehend Entwurfsmöglichkeit, Realisierungsmöglichkeit und das zu Entwerfende. Das eröffnet einen Spielraum, der es zum Beispiel erlaubt, durch das Entwerfen auch verbal Gesellschaftskritik zu formulieren, hier verstanden als eine Kritik an kommunikativen, organisatorischen oder sozialen Verhältnissen in speziellen Gesellschaften. So ist zum Beispiel im tentativen Entwerfen folgendes Szenario denkbar:

Es soll ein Freiraum (Medium A) entworfen werden. Im Verlauf der Arbeit wird aber deutlich, dass dessen Realisierung nicht den Defiziten eines Quartiers adäquat begegnet. Stattdessen wäre es eher sinnvoll, eine Ausstellung zu zeigen (Medium B), Sitzbänke mit der Bürgerschaft zu entwickeln (Medium C), ein Quartiersmanagement einzurichten (Medium D), ein Gesetz zu ändern (Medium E) oder einen Artikel für eine Tageszeitung zu schreiben (Medium F). Dieser sich öffnende Spielraum macht deutlich, was hier unter »tentativ« verstanden wird: Entwurfs- und Realisierungsmöglichkeiten und deren Medialität werden probeweise betastet oder versuchsweise befragt. Anders formuliert: Im tentativen Entwerfen werden unterschiedliche Lösungen mit verschiedenen Medialitäten daraufhin untersucht, ob sie dazu beitragen, das Defizit auf eine bereichernde Weise zu lösen – und dabei ist ein Freiraum als Ziel des Entwurfs nur eine Möglichkeit von vielen weiteren.

Würde der Ansatz des tentativen Entwerfens radikalisiert, könnte es grundsätzliche Fragen aufwerfen wie beispielsweise: Sind die meisten Resultate, also die Freiräume, der aktuellen landschaftsarchitektonischen Praxis über-

haupt noch das richtige Mittel, um auf kommunikative, organisatorische oder soziale Defizite in Gesellschaften zu reagieren? Das gestalthafte Entwerfen kann diese Frage nicht in gleicher Weise stellen, und deshalb wirkt ihre Kritik auch weniger radikal. Denn die Gesellschaftskritik des gestalthaften Entwerfens ist nonverbal, sie existiert nur in Form des entworfenen Freiraums. Dabei muss das gestalthafte Entwerfen über einen längeren Zeitraum darauf hoffen, dass der Freiraum die identifizierten Defizite behebt und die gewünschten Veränderungen bewirkt.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Bedeutung des Entwerfens *allgemein* für die Veränderung gesellschaftlicher Zustände nicht vollständig dingfest gemacht werden kann. Deshalb ist das Entwerfen als Mittel zur Veränderung gesellschaftlicher Zustände grundsätzlich ein dialektisches Mittel, und zwar in folgender Hinsicht: Gesellschaft wird nicht durch das Entwerfen verändert, aber sie verändert sich auch nicht ohne das Entwerfen. Also wird weiter entworfen und darauf gehofft, dass sich nicht »am Ende die Autonomie [des Entwerfens] wirklich als eine Illusion entpuppt«, so formulierte es sinngemäß Tomás Maldonado bereits in den politisch aufgeladenen 1970er-Jahren.¹⁷

Zusammenfassung

Jedes Entwerfen ist in gewisser Weise tentativ und zugleich gestalthaft. Dennoch sehe ich zwei verschiedene, wenn auch verwandte Tätigkeiten, die es aus meiner Sicht rechtfertigen, den Entwurfsbegriff zu differenzieren, sodass perspektivübergreifende Diskurse besser gelingen. Dabei sind tentatives Entwerfen und gestalthaftes Entwerfen nicht zwangsläufig zwei Stufen innerhalb eines Arbeitsprozesses.

17 Maldonado 1972 [1970]: 68

ses, erst tentativ, dann gestalthaft, sondern es sind zwei verschiedene Tätigkeiten, die von verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Hervorzuheben ist, dass diese Voraussetzungen zumindest in einer arbeitsteiligen Gesellschaft und besonders in einer föderal strukturierten Demokratie nicht von den Entwerfenden allein bestimmt werden. Die Frage, ob etwas tentativ oder gestalthaft zu entwerfen ist, wird zumindest für den öffentlichen Freiraum in der Bundesrepublik durch Parlamente entschieden. Auch wenn Entwerfende die getroffenen Entscheidungen zu akzeptieren haben, müssen sie das nicht kritiklos tun. Die Formen der Kritik können verbal oder nonverbal sein, darauf wurde hingewiesen.¹⁸

Die maßgebliche Differenz zwischen dem gestalthaften und dem tentativen Entwerfen, das sei noch einmal zusammenfassend hervorgehoben, ist die folgende: Das zu Entwerfende wird beim gestalthaften Entwerfen medial festgesetzt, im tentativen Entwerfen medial offen gehalten. In beiden Tätigkeiten weiß die oder der Entwerfende nicht genau, was gefunden wird, aber im gestalthaften Entwerfen ist klar, dass das Gefundene ein Freiraum ist.

Ich möchte keine Sprachpflege betreiben, an die ich mich selbst nicht hielte. Jede Person soll selbst beurteilen, ob diese Differenzierung des Entwurfsbegriffs für einen perspektivübergreifenden Diskurs notwendig und in dieser Form sinnvoll und praktikabel ist. Das nächstliegende

18 Für die Herausarbeitung von Formen der Kritik ist es nach wie vor sinnvoll, sich mit Texten von Lucius Burckhardts zu beschäftigen, etwa mit *Design ist unsichtbar* (1980). In diesem Text übergeht er, soweit ich das sehe, aber die Verfahren, in der in einer Demokratie Entscheidungen getroffen werden. Er erweckt den Eindruck, dass Entwerfende völlig frei in der Wahl ihrer Mittel sind und in einem Raum agieren, in dem es keine Voraussetzungen gibt (vgl. Burckhardt 1980).

Material, an dem sich ein solcher Diskurs entzünden könnte, liegt mit den vier Perspektiven landschaftsarchitektonischen Denkens in diesem Buch vor. Nur im Diskurs und am Beispiel wird sich zeigen, ob die hier vorgeschlagene Differenzierung des Entwurfsbegriffs treffsicher ist.

Abgesehen von dem Entwurfsbegriff, halte ich es übrigens für notwendig, noch viele weitere, heute ähnlich selbstverständlich verwendete Begriffe in der Landschaftsarchitektur stärker zu hinterfragen, als es heute der Fall ist, um die Bedingungen für perspektivübergreifende Diskurse zu verbessern. Eine solche Beschäftigung kann langfristig werden, sie ist ohne Zweifel akademischer Natur und selbstreferenziell, aber, wie ich finde, aus guten Gründen, sofern einem etwas an einem perspektivübergreifenden Diskurs in der Landschaftsarchitektur liegt. Vor dieser Aufgabe der begrifflichen Präzisierung stehen nicht nur die Diskursbeteiligten selbst. Besonders die Theorie der Landschaftsarchitektur ist hier in einer systematischen, durchaus nüchternen Spielart gefragt.

Ammon, Sabine und Eva Maria Froschauer (Hg.) (2013): *Wissenschaft Entwerfen. Vom forschenden Entwerfen zur Entwurfsforschung der Architektur*. München.

Buchwald, Dagmar (2010): *Gestalt*. In: *Ästhetische Grundbegriffe*. Band 2. Herausgegeben von Karlheinz Barck u. a. Stuttgart und Weimar, Seiten 820–862.

Burckhardt, Lucius (2004): *Design ist unsichtbar [1980]*. In: Derselbe: *Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch*. Herausgegeben von Jesko Fezer und Martin Schmitz. Kassel, Seiten 187–199.

Feldhusen, Sebastian (2017): *Vorüberlegung zur einer Theorie der Architektur als Raumsinn und Raumkritik*. In: Derselbe und Ute Poerschke (Hg.): *Theorie der Architektur. Zeitgenössische Perspektiven*. Basel, Seiten 188–212.

- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv [1935]. Elfte Auflage. Frankfurt am Main.
- Figal, Günter (2014): Seinkönnen in der Welt. Zur Phänomenologie des Entwerfens. In: David Espinet und Toni Hildebrandt (Hg.): Suchen, Entwerfen, Stiften. Rundgänge zum Entwurfsdenken Martin Heideggers. Paderborn, Seiten 21–30.
- Führ, Eduard (2004): Denken im Bestand. Zur Praxis der Architekturtheorie. Hamburg.
- Gadamer, Hans-Georg (2012): Philosophische Lehrjahre. Eine Rückschau [1977]. Dritte Auflage. Frankfurt am Main.
- Gethmann, Daniel und Susanne Hauser (Hg.) (2009): Kulturtechnik Entwerfen. Praktiken, Konzepte und Medien in Architektur und Design Science. Bielefeld.
- Gleiter, Jörg H. (2013): Das Digital-Erhabene. In: Neue Zürcher Zeitung (online). 31. Mai 2013, www.nzz.ch/das-digital-erhabene-1.18090661 (abgerufen am 15. Juli 2018), ohne Seitenangabe.
- Janson, Alban und Florian Tigges (2013): Grundbegriffe der Architektur. Das Vokabular räumlicher Situationen. Basel.
- Johannes, Ralph (Hg.) (2009): Entwerfen. Architekturausbildung in Europa von Vitruv bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Geschichte–Theorie–Praxis. Hamburg.
- Moldonado, Tomás (1972): Umwelt und Revolte. Zur Dialektik des Entwerfens im Spätkapitalismus [1970]. Reinbek.
- Prominski, Martin (2004): Landschaft entwerfen. Zur Theorie aktueller Landschaftsarchitektur. Berlin.
- Rittel, Horst W. J. und Melvin M. Webber (Hg.) (1973): Dilemmas in a General Theory of Planning. In: Policy Sciences. Jahrgang 4, Heft 2, Seiten 155–169.
- Weber, Max (2010): Wissenschaft als Beruf [1919]. Stuttgart.
- Weidinger, Jürgen (2013): Entwurfsbasiert Forschen. Berlin.
- Weidinger, Jürgen (2014): Landschaftsarchitektonische Atmosphären entwerfen. In: Derselbe (Hg.): Atmosphären Entwerfen. Berlin, Seiten 21–45.
- Weidinger, Jürgen (2015): Designing Knowledge. Berlin.

Zweites Kapitel

Aufsätze

Städtische Freiräume als Alltagsorte

Wulf Tessin

Ein Entwurf ist zielorientiert, bedient sich dabei fachlicher Leitbilder, Standards und Kriterien und muss dann der Auftraggeberschaft und bisweilen der Öffentlichkeit plausibel gemacht werden. Gesucht: eine überzeugende Lösung. Dabei besteht die Begründungsproblematik der Landschaftsarchitektin oder des Landschaftsarchitekten nicht darin, irgendwelche, sie oder ihn selbst vielleicht überzeugende Gründe für ihren oder seinen Entwurf anzugeben. Stattdessen sind Argumente zu finden, die ein Höchstmaß an intersubjektiver Gültigkeit und Konsensfähigkeit besitzen, was umso schwerer fällt, als es einen solchen professionellen, geschweige denn gesellschaftlichen Konsens bezüglich der Ziele, Leitbilder und Prinzipien für die Gestaltung von Freiräumen nur bedingt gibt und dies umso weniger, je mehr sich das gesellschaftliche Wertsystem pluralisiert und individualisiert.

Der Entwurf, den die oder der eine als »klug durchdacht« lobt, kann der oder dem anderen gerade deshalb nicht gefallen, da der Entwurf »zu rationalistisch, zu glatt, langweilig« sei. Nicht nur ist strittig, ob ein Entwurf »interessant«, »ökologisch«, »originell« ist, sondern unklarer wird, ob das positiv oder negativ zu werten sei und als Bewertungskategorie überhaupt in Frage komme. Einerseits lässt sich – einfacher denn je – alles irgendwie begründen, zugleich sind Andersdenkende jedoch – schwerer denn je – argumentativ zu überzeugen, denn alle Argumente können sich im

Bezugssystem der Adressatin oder des Adressaten ins Gegenteil verkehren. Mit dem Gestaltungsprinzip der Alltagstauglichkeit scheint es jedoch weniger problematisch zu sein. Es gibt einen breiten Konsens zwischen Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten, der öffentlichen Auftraggeberschaft und der Bevölkerung, dass bei einem Freiraum ein gewisses Maß oder ein Höchstmaß an sogenannter Alltagstauglichkeit angestrebt werden sollte. Zuzugeben ist, dass es ein paar Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten gibt, die den Begriff für etwas »unter ihrem künstlerischen Niveau« halten und nur ungern »bloß alltagstauglich« planen wollen.

Zwischen Nutzungsattraktivität und Freiraumvulnerabilität

Alltagstauglichkeit klingt nach praktisch, vernünftig, gut, nicht unbedingt nach schön. Eher schon nach so etwas wie solide, stabil, haltbar. Alltagstaugliche städtische Freiräume wären also etwas »für täglich«, nichts Besonderes: gut nutzbare, haltbare Freiräume ohne viel Schnickschnack, ohne allzu große ästhetische Ansprüche, und man denkt schnell an so nützliche Dinge wie Spiel- und Bolzplätze und an Stadtteilplätze.

Immer mitgedacht ist dabei, wie angedeutet, dass der entsprechende Freiraum auch belastbar, strapazierfähig genug ist, der Alltagsnutzung dann auch standzuhalten. Er soll nicht allzu schnell verschleißен oder gar kaputtgehen, sei es aufgrund intensiver Nutzung oder gar Übernutzung, sei es aufgrund »falscher« Nutzung. Alltagstauglich ist also ein Freiraum, der einerseits alltägliches Freiraumverhalten ermöglicht, andererseits es aber auch aushält.

Es gibt Anzeichen, dass in den letzten Jahrzehnten, als Reaktion auf Veränderungen im alltäglichen Freiraumverhalten und vor dem Hintergrund knapper Haushaltsmittel,

im Konzept der Alltagstauglichkeit der Haltbarkeit eines Freiraums zunehmend mehr Bedeutung beigemessen wird, nicht selten auf Kosten seiner Nutzbarkeit oder Attraktivität.

Zwar hat sich das alltägliche Freiraumverhaltensrepertoire nicht grundsätzlich gewandelt, aber was sich vor Jahrzehnten noch gemächlich und ruhig, sozusagen wohlwollend vollzog, scheint nun zunehmend problematisch. Städtische Freiräume, auch gerade die alltäglich genutzten, sind unsicherer geworden: Kriminalität, Vandalismus, Pöbeleien, Hundeattacken, abweichendes Verhalten überall, wie es scheint, auch Müll, Hundekot, Nutzungsschäden, Pflegemängel. Arbeitslose, Drogenhandel, »herumhängende Jugendliche«, die so gar nicht zur traditionellen Vorstellung eines angenehmen Aufenthaltes im Freien zu passen scheinen. Eine Verwahrlosung des öffentlichen Raums?

Auch wenn maßlos übertrieben und dramatisiert, Sauberkeit, Sicherheit und Ordnung sind seit Jahrzehnten Thema in den Medien, in Kreisen von Planerinnen und Planern und in der Bevölkerung. Die Vorstellungen, wie man sich in öffentlichen Freiräumen verhalten sollte, sind in der Tat zunehmend unklarer geworden beziehungsweise differieren zwischen den Bevölkerungsgruppen als Folge eines allgemeinen Wertewandels und einer zunehmenden Pluralisierung und Individualisierung der Norm- und Wertvorstellungen. Insbesondere die sogenannten Pflicht- und Akzeptanzwerte, zum Beispiel Sauberkeit, Ordnung, Rücksichtnahme und Verantwortungsgefühl, scheinen an Bedeutung verloren zu haben zugunsten sogenannter Selbstentfaltungswerte: Nacktheit im Park ist nicht mehr so ohne weiteres »unzünftig«, und die »Besitzergreifung des Rasens« ist heute in einem Park geradezu als neue Parkverhaltenspflicht installiert. Sollte oder dürfte man ein Kind ausschimpfen, dessen Ball ins Staudenbeet kullert,

das einen Zweig abschneidet? Sollte man einen Mann ansprechen, der ins Gebüsch pinkelt, der seinen Hund nicht anleint oder einen Trampelpfad nutzt?

Doch nicht nur haben sich die gesellschaftlichen Werte pluralisiert, was die soziale Kontrolle erschwert und abweichendes, auch freiraumschädigendes Verhalten tendenziell begünstigt, sondern es haben sich in diesem gesellschaftlichen Kontext auch ganz neue Freiraumverhaltensweisen entwickelt: Man führt als Folge der sogenannten Eventkultur alle möglichen Freiraumveranstaltungen durch, treibt diverse Sportarten wie Mountainbiking und Skating, die es früher nicht gab und für die die offiziellen Sportflächen nicht wirklich tauglich sind, die also quasi notgedrungen im städtischen Freiraum praktiziert werden müssen. Viel mehr als früher wird dank Kaffee und Essen zum Mitnehmen in den Parks und Plätzen getrunken und gegessen, mit den entsprechenden Müllfolgen. Man gewinnt den Eindruck, dass die Leute, zumal die jüngeren, heute immer weniger ästhetisch-kontemplativ unterwegs sind als vielmehr sportlich-aktiv. Sie suchen im Vergleich zu früher weniger Ruhe als vielmehr Action, Sport, Spiel und Spaß, was den Freiraum stärker strapaziert.

Das und vieles andere mehr hat einerseits zu einer Belebung der städtischen Freiraumkultur geführt, aber andererseits auch, so die herrschende Meinung in den Grünflächenämtern, zu erhöhten Freiraumbelastungen. Die städtischen Freiräume sind dieser Nutzungsvielfalt und dem Nutzungsdruck immer weniger gewachsen beziehungsweise verursachen steigende, kaum noch finanzierbare Pflege- und Reparaturkosten, sind nicht mehr alltagstauglich genug in dem Sinne, dass sie die Nutzung nicht mehr aushalten.



Abbildung 1 Verschleißtolerant, *Mauerpark* in Berlin von Gustav Lange

Alltagstauglichkeit als Schadenspräventionsarchitektur

Vor diesem Hintergrund haben sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten Gestaltungsprinzipien entwickelt, die das, was früher – in einer weniger pluralisierten, weniger libertären Gesellschaft – eine funktionierende soziale Kontrolle leistete, nämlich Sicherheit, Sauberkeit und Ordnung, nun durch baulich-gestalterische Maßnahmen gewährleisten, also die Gefahr von Unfällen, Kriminalität, Vandalismus, Nutzungskonflikten, Nutzungsschäden, störendem Verhalten verringern. Und in diesem Kontext kann es dann sinnvoll sein, einerseits den Freiraum gegen Nutzungsschäden abzusichern, andererseits aber auch bestimmte als risikoreich eingeschätzte Nutzungsarten beziehungsweise Gruppen von Nutzerinnen und Nutzern durch gestalterische Maßnahmen aus dem Freiraum fernzuhalten oder sie nicht auch noch zu ermuntern.

Ein solcher Ansatz ist zunächst einmal einleuchtend, auch für die Bevölkerungsmehrheit, die ein starkes Interesse an sicheren, saubereren und ordentlichen Freiräumen hat und nichts mehr fürchtet als schmutzige und verdreckte Räume, Vandalismus und Graffiti, »herumhängende Jugendliche«, herumliegende Flaschen und Drogenspritzen, Bettelnde und Obdachlose, heruntergekommene Gebäude und Ausstattungselemente oder rücksichtsloses Verhalten.

Zwecks Vermeidung all dieser Erscheinungen werden daher Freiräume überplant oder umgebaut, zum Beispiel mit karger Ausstattung (sie könnte kaputtgehen), mit wenig Vegetation (sie müsste gepflegt werden), stattdessen Pflasterflächen (hier hat man Kehrmaschinen), mit Betonpollern (Autos könnten sonst dort geparkt werden), ohne Wasserelemente (verdrecken, verstopfen nur), ohne Sitzbänke oder mit unbequemen Sitzgelegenheiten (Obdachlose könnten es sich sonst dort zu bequem machen), keine



Abbildung 2 Nutzungsfreundlich, *Park am Gleisdreieck* in Berlin von *Atelier Loidl*

Büsche (Abfall könnte sich darin verfangen), keine attraktiven Spielgeräte oder Spiellandschaften (Kinder spielen sie nur kaputt), mit vielen Papier- und Abfallkörben (niemand geht ein paar Schritte, um den hinterlassenen Abfall zu entsorgen), mit Abgrenzungen, Einzäunungen, Abpflanzungen (um »Grenzkonflikte« zwischen unterschiedlichen Nutzungen zu vermeiden), ohne Schmuckelemente wie Statuen (sie würden nur beschmiert), ohne Staudenrabatten (sie überleben die Kinder, Jugendlichen und Hunde nicht), keine Kioske oder Toilettenhäuschen, keine dunklen Ecken (es könnten die »falschen« Leute angelockt werden), keine Grill- und Picknickplätze (gibt nur viel Müll), strapazierbares, robustes, pflegeleichtes Material bietet sich an (Stahl, Beton, eher kein Holz), keine frei beweglichen Gegenstände wie (Liege-)Stühle, Bänke oder Abfallkörbe (sie könnten gestohlen oder irgendwohin entfernt werden) usw.

Diese Art von präventiver »Schadensvermeidungsarchitektur«¹ versucht zu schützen, was zu schützen ist, und an Gestaltung und Ausstattung nur das vorzusehen, was langfristig instand zu halten ist und »Risiko-Personen« nicht zusätzlich noch anlockt. Der Freiraum wird milieuge­mäß befestigt. Das Alltagsuntaugliche, Nutzungsanfällige wird weggelassen oder rückgebaut. Übrig bleibt im Extremfall ein niet- und nagelfester Freiraum.

Es geht aber auch etwas subtiler: So wäre etwa auf eine bestimmte, anspruchsvolle Art von Schadensprävention in Bereichen moderner Landschaftsarchitektur hinzuweisen, die zunächst eher künstlerisch anspruchsvoll denn unter dem Motto »Alltagstauglichkeit« daherkommt. Die gemeinte Stilrichtung könnte man notdürftig umschreiben mit Minimalismus, Dekonstruktivismus, formale Ge-

1 Vgl. Tessin 2011: 56–62

staltung, schräge Geometrie. Kennzeichnend ist auch hier die Verwendung harter Materialien wie Beton. Es wird viel gepflastert. Bäume werden in Rastern gepflanzt, die Baumkronen zu Kästen geschnitten. Insgesamt lässt sich die Gestaltungsrichtung vielleicht umschreiben mit Adjektiven wie streng, abstrakt, kühl, formal, asketisch, glatt, rational, karg, leer und stringent.

Man könnte nun argumentieren, dass schon eine solche Gestaltung nicht gerade gemütlich und einladend wirkt oder verhaltensdisziplinierend wirken soll. Auch hier oft unbequeme Sitzgelegenheiten (zum Beispiel Betonquader statt Sitzbänke), eine klare Übersichtlichkeit bis hin zur Leere, keine Nischen und Ecken, in die man sich zurückziehen könnte, vandalismussichere Materialverwendung (viel Pflaster, Naturstein, Beton), eine karge Ausstattung und Pflanzenverwendung usw. Und ist diese Art von moderner Landschaftsarchitektur nicht auch voll von jenen subtilen Zeichen, die exklusiv, also auf die eine oder andere Gruppe, die es gern »gemütlicher«, nicht »so leer« hätte, ganz bewusst abschreckend und ausgrenzend wirken?

Aber auch gewissermaßen auf der Gegenseite des Minimalismus lässt sich das Bemühen um Nutzungsdroselelung erkennen, um den Pflegebedarf zu verringern. Hier argumentiert man zunächst einmal ökologisch, propagiert »Wildnis in der Stadt« als Leitbild, aber das auch schadens- und pflegekostenorientiert. Es geht um Freiräume, die man sich weitgehend selbst überlässt (»renaturiert«). Sie erhalten keine oder nur eine minimale Grundausstattung.² Bei geringer Regelungsdichte sind sie im Prinzip offen für jede denkbare Nutzung: Lagern, Spielen, Joggen, Grillen und vieles andere mehr. Meist ziehen sich nur ein paar Wege,

2 Vgl. zum Konzept *Basic-Green* Wenzel 2003

oft nur Trampelpfade, durch die Fläche; weite Rasenflächen, auf denen man lagern könnte oder spielen, gibt es selten, stattdessen Gebüsch und Gestrüpp. Bänke sind rar, Spielgeräte Fehlanzeige. Man trifft wenig Leute: hier und da eine Joggerin oder einen Jogger, eine Hundebesitzerin oder einen Hundebesitzer, bisweilen ein paar Kinder.

Offensichtlich vermittelt die nur minimal hergerichtete, ansonsten wildwüchsige Brachfläche der Mehrheit der Besuchenden nicht den Eindruck, ihre Benutzung sei von der Planungskonzeption her besonders gewollt (ist sie ja auch nicht). Solche Räume werden daher, da auch noch ästhetisch meist als zu »unordentlich« empfunden, von vielen teils ganz gemieden, teils nur kurz oder eingeschränkt genutzt, oft nur zur Durchquerung und Wegabkürzung. Auch hier also, wenn auch etwas subtiler und anders verbrämt, das Bemühen, die Nutzungsschäden sowie Pflege- und Reparaturkosten in den Griff zu bekommen auf Kosten der Nutzungsattraktivität.

Geht Alltagstauglichkeit auch ästhetisch angenehm?

Ist Alltagstauglichkeit im Sinne von Strapazierfähigkeit unter den obwaltenden gesellschaftlichen Entwicklungen also immer nur über Schadenspräventionsarchitektur zu erreichen? Tatsächlich gibt es auch Ansätze, das im Konzept von Alltagstauglichkeit implizierte Spannungsverhältnis von Nutzungsattraktivität und Freiraumvulnerabilität anders aufzulösen, und zwar gerade auch in Fortentwicklung der beiden eben beschriebenen Gestaltungsrichtungen.

Verwiesen sei etwa auf den *Mauerpark* (Abbildung 1, Seite 55) und den *Park am Gleisdreieck* (Abbildung 2, Seite 57) in Berlin, wo die beiden Stilrichtungen explizit unter dem Motto »Alltagstauglichkeit« zusammengeführt wurden, wo man sozusagen alles findet: naturbelassene Flächen,



Abbildung 3 Alltagshübsch, Rosengarten im *Volkspark Humboldthain* in Berlin von Günther Rieck

alle möglichen Ausstattungselemente, weite, frei nutzbare Flächen, aber auch Rückzugsmöglichkeiten. Allen, die diese Freiräume besuchen, wird klar, dass hier fast jede Art von Verhalten erwünscht ist. Die Ästhetik der beiden Parks signalisiert »Alltäglichkeit«, das heißt, ist weder künstlerisch noch ökologisch »zu einschüchternd«, aber auch nicht »zu schön« wie etwa ein denkmalgeschützter Park, sondern bewegt sich im breiten Geschmackskorridor der Bevölkerung, die im alltäglichen Freiraumverhalten nichts Besonderes, sondern »Angenehmes« erwartet.³ Die obersten Prinzipien der Parkgestaltung sind hier nicht Schönheit, Sauberkeit und Ordnung, die durch Nutzung zu Schaden kommen könnten, sondern Gebrauchtheit, eine Art von Shabby Chic und Secondhand, was auch durch die Einbeziehung von auf dem Gelände vorhandenen Resten der Vornutzung (Gleise, Kopfsteinpflaster usw.) signalisiert wird. Nutzungsspuren und -schäden (Graffiti, Trampelpfade usw.) fallen hier weniger negativ auf, könnten gestalterisch geradezu von Anfang an mit einkalkuliert worden sein.

Das Konzept der Alltagstauglichkeit geht also implizit vom Ideal eines sauberen, ordentlichen, gepflegten Freiraums aus, was angesichts der gesellschaftlichen Umstände vermeintlich nur noch durch ein entsprechend reduziertes Gestaltungsrepertoire und Verhaltensangebot zu bewerkstelligen ist. Ein Blick auf die Randbereiche der städtischen Freiraumkultur (Urban Gardening, Straßengastonomie, Urban Pioneers usw.) zeigt jedoch jenseits derer eine freiräumliche Alltagstauglichkeit, die locker, kreativ und tolerant mit nicht ganz so schönen, saubereren und ordentlichen Freiräumen umgeht, dafür aber überraschende Verhaltensfreiheiten bietet. Vielleicht liegt langfristig hier

3 Vgl. Tessin 2008

ein Ansatz, das im Konzept der Alltagstauglichkeit angelegte Spannungsverhältnis zwischen Nutzungsattraktivität und Freiraumvulnerabilität anders als bisher zu lösen.

Insgesamt gesehen ist das Konzept der Alltagstauglichkeit ein höchst plausibles und daher konsensfähiges Prinzip in der Freiraumgestaltung. Es ist für die meisten Freiräume ein stets mit zu berücksichtigender Aspekt und damit auch hilfreich in der Auseinandersetzung mit bestimmten Richtungen in der professionellen Ästhetik, die bisweilen dazu neigt, sich einerseits allzu weit vom Laiengeschmack zu entfernen und andererseits der Nutzungsattraktivität eines Freiraums nur wenig Beachtung zu schenken.

Gegen einen solchen Ansatz ist tatsächlich nichts einzuwenden. Und schaut man sich im städtischen Freiraumangebot um, dann sieht man, neben den historischen Parkanlagen und einigen anderen außergewöhnlichen Orten, viel Alltagstaugliches, das von den Leuten denn auch durchaus genutzt, »angenommen« wird, wie es heißt. Unhinterfragt bleiben da jedoch meist die Gründe für diese wie auch immer geartete Nutzung. Tatsächlich sind diese vielschichtig, und längst nicht alle haben etwas mit der alltagstauglichen Gestaltung des jeweiligen Freiraums zu tun. Denn wir treffen ja Leute auch in städtischen Freiräumen an, die man eher als »Unorte« bezeichnen würde, und die gestalterisch so gar nichts Angenehmes an sich zu haben scheinen, ja, fast nichts mit Landschaftsarchitektur überhaupt: in Straßen, Höfen, Brachen usw. Aber diese Freiräume scheinen den Leuten doch alltagstauglich genug, wenn sie zum Beispiel nur wohnungsnah genug sind.

So verwundert es nicht, dass die Leute, realistisch-anspruchlos, wie sie nun mal sind, mit den vorhandenen alltagstauglich gestalteten städtischen Freiräumen durchaus zufrieden sind – aber sich nun auch wieder nicht begeistert

äußern. Man wählt in der Regel den Notenbereich »gut bis befriedigend«. Die Bandbreite der Benotung reicht natürlich von »sehr gut« bis »mangelhaft«, aber es ist interessant, dass auch Leute, die den jeweiligen alltagstauglich gestalteten Freiraum ästhetisch nur sehr mäßig benoten, ihn dennoch nutzen, weil ihnen andere Aspekte wichtiger sind: Lage, Nutzbarkeit, Geschehen, frische Luft, Sonne, Freundinnen und Freunde. Ihnen geht es um das Gesamtpaket des Freiraumaufenthalts, nicht um die reine Freiraumgestaltung, die ohnehin in der alltäglichen Nutzung qua Gewöhnung recht bald an Wahrnehmungsrelevanz verliert.

Das Konzept der Alltags-tauglichkeit wird aber dort problematisch, wo es den zukünftigen Pflege- und Reparaturbedarf einseitig zu minimieren versucht auf Kosten von Nutzbarkeit beziehungsweise Nutzungsattraktivität, also zur reinen Schadensvermeidungspolitik, zum platten, reduktionistischen Funktionalismus gerinnt mit dem Ergebnis niet- und nagelfester, bedingt zugänglicher oder »leerer« Freiräume mit einem nur eingeschränkten Verhaltensangebot und nur bedingter Aufenthaltsqualität. Das schließt nicht grundsätzlich aus, Flächen gezielt für bestimmte Nutzungsarten beziehungsweise Gruppen von Nutzerinnen und Nutzern vorzuhalten (zum Beispiel Kleingärten) und diese entsprechend herzurichten, auch, falls nötig, zu befestigen (zum Beispiel Bolzplatzkäfig) und schadensriskante Nutzungsangebote auf diesen Flächen nicht zu machen. Aber das Prinzip »Alltags-tauglichkeit« darf andererseits nicht dazu führen, »hübschere«, pflegeintensivere Freiräume, also etwa die seitens der Landschaftsarchitektur gern etwas belächelten, aber bei den älteren Leuten nach wie vor beliebten Schmuck- und Ziergartenbereiche gänzlich aus dem alltäglich nutzbaren Freiraumangebot in Wohnungsnähe zu streichen (Abbildung 3, Seite 61).

Alltagstauglichkeit ist kein Synonym nur für Haltbarkeit und Pflegeleichtigkeit, sondern mindestens genauso auch für gute Brauch- und Nutzbarkeit und gefällige Gestaltung. Auch alltagstaugliche Freiräume sollten angenehme Aufenthaltsorte bleiben.

Tessin, Wulf (2008): Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden.

Tessin, Wulf (2011): Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Zweite Auflage. Wiesbaden.

Wenzel, Jürgen (2003): Die Freiräume der zweiten Moderne. Probleme der Grünpolitik am Beispiel Berlins. In: Stadt+Grün. Jahrgang 52, Heft 2, Seiten 9–12.

Abbildung 1 Mitglied terfico-1, Flickr, 9775834921_96ce33c996_o.jpg

Abbildung 2 Lichtenstein, Andra und Flavia Alice Mameli (Hg.) (2015) Gleisdreieck/Parklife Berlin. Bielefeld, Seiten 40–41. Fotograf: Mario Ziegler

Abbildung 3 Juliane Feldhusen

Charakter im 18. Jahrhundert als Atmosphäre heute

Daniel Purdy

Im Diskurs über Atmosphären in der Architektur und Landschaftsarchitektur wird insbesondere darüber nachgedacht, was die Gestaltung von Dingen und Räumen zu einem humanen, ökologischen und metropolitanen Raumgefühl beitragen kann. Dieser Diskurs ist nicht neu. Viele Begriffe, die wir heute verwenden, wurden bereits im 18. Jahrhundert eingeführt. In diesem Beitrag möchte ich zeigen, dass die Auseinandersetzungen über ästhetische Wahrnehmung im 18. Jahrhundert – in Bezug auf Architektur und Landschaftsarchitektur – den historischen Hintergrund zu Theorien von Gernot Böhme und Äußerungen von Peter Zumthor bilden, in denen betont wird, wie wichtig Atmosphären für die heutige Architektur und Landschaftsarchitektur seien.¹

»Charakter« ist der Schlüsselbegriff des 18. Jahrhunderts, der dem gegenwärtigen Grundgedanken von »Atmosphäre« am nächsten kommt. In der Auseinandersetzung über diese Begriffe wird zumeist auf den Begriff »Wirkung« (englisch »effect« oder »impression«) zurückgegriffen.² Um die Wirkung der Architektur und der Landschaftsarchitektur darzustellen, wurde in verschiedenen Architekturtrakta-ten aus dem 18. Jahrhundert versucht, den schwer zu de-

1 Böhme 2013 [1995], Zumthor 2006

2 Michael Hauskeller schließt »Charakter« in seine Definition von »Atmosphäre« ein: »Der Wahrnehmungscharakter einer Umgebung gewinnt Bedeutung als Gefühl.« (Hauskeller 2014: 54)

finierenden Raumcharakter zu beschreiben. Eine Untersuchung dieser Abhandlungen ist nicht Ziel dieses Aufsatzes. Stattdessen möchte ich die Ähnlichkeiten zwischen dem heutigen Atmosphärendiskurs und zwei Abhandlungen des 18. Jahrhunderts herausstellen: Christian Cay Lorenz Hirschfelds *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785)³ und die anonym erschienenen *Untersuchungen über den Charakter der Gebäude: Über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten und über die Wirkungen, welche durch dieselben hervorgebracht werden sollen* (1788).⁴

In den *Untersuchungen* wird der Charakter eines Gebäudes mit Begriffen definiert, die man in heutigen Diskussionen über Atmosphären wiederfindet: »Die Eigenschaft eines Gebäudes, wodurch es eine merkliche Wirkung auf unser Herz thut, nenne ich seinen Charakter.«⁵ Diese Definition wurde von Friedrich Meinert aufgegriffen, dessen Schriften denen der *Untersuchungen* ähneln:

»Ein Gebäude muß sich von einem andern durch etwas Eigenthümliches, was ihm ausschließlich zukommt und ins Auge fällt oder auf das Gefühl wirkt, unterscheiden, oder mit andern Worten: jedes Gebäude muß eine merkliche Wirkung auf das Herz des Zuschauers machen.«⁶

Auch Hirschfeld definiert Charakter als eine Kategorie, deren Qualitäten »in organische[n] Gegenständen, besonders natürliche[n] Umwelten und deren authentischen menschlichen Empfängern, natürlich, statisch, kodifizierbar und lokalisierbar sind.«⁷ Er zeigt, wie der komplexe szenische Aufbau von Landschaftsarchitektur es den Zuschauenden

3 Hirschfeld: 1779–1785

4 Anonymus 1986 [1788]

5 A. a. O.: 11

6 Meinert 1801: Dem Autor ist die genaue Seite nicht mehr bekannt.

7 Heins 2001: 281

ermöglicht, eine Reihe von differenzierten, emotionalen Begegnungen mit Gebäuden und anderen räumlichen Elementen, darunter auch Pflanzen, zu machen.⁸

In den *Untersuchungen* wird betont, dass architektonische Entwürfe von der Einsicht geleitet werden sollen, wie und weshalb Gebäude auf den Menschen wirken. Die Wahrnehmung von Gebäuden sei dennoch nicht als etwas Sekundäres zu verstehen, da sie weder durch eine nachträgliche Weiterentwicklung, noch durch eine unerwartete spätere Nachwirkung (»Patina«) entstehe.⁹ In den *Untersuchungen* wird nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Architektinnen und Architekten Gedichte lesen sollen, um besser zu verstehen, wie ihre Entwürfe Gefühle hervorbringen können. Gebäude deckten sich sogar mit poetischen Gattungen, weswegen eine gebildete Architektin oder ein gebildeter Architekt einen literarischen Text auch in eine Struktur verwandeln könne: »Durch einen sichern Geschmack geleitet, wird er die Idylle in ein Landhaus, die Epöpee in einen Palast, und den Hymnus in einen Tempel umschaffen«, so in den *Untersuchungen*.¹⁰

Architektur hält die poetische Illusion aufrecht, dass das Landleben dem Stadtmenschen ein Entkommen aus dem Alltagsstress biete. Die Wechselbeziehung zwischen den zwei Künsten wirkt in beide Richtungen; keine kann behaupten, den Raumcharakter eines Orts besser darzustellen als die andere. Dichterische Illusionen sind durchaus nicht stabiler als die von der Architektur, da die künstlerische Gestaltung eines Ortes stets durch die wirklichen Zustände des Landlebens in Frage gestellt werden kann.

8 Vgl. Thränert 2015: 217–230

9 Anonymus 1986 [1788]: 13

10 A. a. O.: 14

Das ärmste Dorf mag einen Hauch arkadischer Einfalt anbieten, bei genauer Betrachtung ist dieser Eindruck jedoch meistens nicht haltbar:

»Es giebt verschiedene Epoken, die uns in der Erinnerung sehr angenehm sind. Von dieser Art ist das goldene Weltalter, welches sich die Phantasie so gern erträumt. Die Baukunst kann diesen süßen Traum durch den einfältigsten ländlichen Style befördern. Denn gewiß mischen sich noch immer einige Züge von arkadischer Schäferey in das Vergnügen, welches wir bey dem Anblick der armseligsten Dörfer empfinden; widrigensfalls könnte dies Vergnügen bey genauerer Untersuchung nicht einen so großen Stoß leiden.«¹¹

Architektinnen und Architekten können idyllische Häuser entwerfen und ihre Auftraggeberschaft überzeugen, dass jene tatsächlich Zuflucht vom Hof und der Stadt bieten, unter der Bedingung, dass alle Beteiligten eine gemeinsame klassische poetische Tradition teilen. Damit ein Landhausentwurf überzeugend wirkt, müssen die Betrachtenden in idyllischer Dichtung belesen sein. Die zwei Kunstformen unterstützen einander. In den *Untersuchungen* ist zu lesen: »Da wir also schon so gut vorbereitet sind, so kann es der Baukunst nicht schwer fallen, uns in diese Illusion zu versetzen.«¹² »Vorbereitung« heißt hier, eine klassische Bildung genossen zu haben. Sowohl Auftraggeberschaft als Architektin oder Architekt müssen verstehen, dass dem idyllischen Landhausentwurf die idyllische Poesie zugrunde liegt.

Dass wir diese Fragen aus dem 18. Jahrhundert heute wieder in der Diskussion über Atmosphären antreffen, ist nicht verwunderlich. Böhme erklärt, dass er seine ästheti-

11 Anonymus 1986 [1788]: 20

12 Ebd.

sche Theorie auf die sinnlichen und materiellen Formulierungen von Alexander Baumgarten zurückführen möchte. Dabei hofft Böhme, die atmosphärische Ästhetik so zu erweitern, dass sie die Grenzen der autonomen Kunst, wie sie von Immanuel Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) bis Theodor W. Adornos *Ästhetische Theorie* (1970) ausgearbeitet wurde, in Frage stellt. Böhmes Wunsch, eine ältere Ästhetik neu zu beleben, wird durch Michael Hauskellers Behauptung bekräftigt, dass die Metapher der Atmosphäre, also die Idee, dass ein Gegenstand auf seine Umgebung wirkt, in das späte 18. Jahrhundert zurückreicht.¹³

Der Begriff »Atmosphäre« ist mit dem Begriff »Stimmung« verwandt, dessen Etymologie auf altgriechische Ideen von kosmologischer Harmonie zurückgreift.¹⁴ Die Differenz zwischen verschiedenen ästhetischen Kategorien sowie die Korrespondenz zwischen den subjektiven Stimmungen eines Menschen und dem bautechnischen Aussehen eines Gebäudes wurden weiter verwischt, als die deutsche und amerikanische Romantik die Begriffe »Milieu« und »ambiance« in die Architekturästhetik einführten. Anschauliche Beispiele finden wir in E. T. A. Hoffmanns *Das öde Haus* und Edgar Allan Poes *The Fall of the House of Usher*.¹⁵ Sigmund Freuds Essay über *Das Unheimliche* bietet der Psychoanalyse eine eigene Theorie an, die sich jedoch mehr auf die Verfassung der beobachtenden Personen als auf den architektonischen Raum als Ursprung einer Atmosphäre konzentriert.¹⁶ Neuere Interpretationen dieser Texte zeigen, wie schwierig es ist, den Ursprung dieser At-

13 Vgl. Hauskeller 2014: 52

14 Vgl. Spitzer 1944

15 Leo Spitzer entfaltet eine genealogische Analyse beider Begriffe in seiner Interpretation von Poes berühmter Kurzgeschichte in Spitzer 1952.

16 Vgl. Freud 1989 [1919]

mosphäre festzulegen. So unterstreicht Carsten Lange die psychoanalytische Tendenz, literarische Räume als Allegorien romantischer Subjektivität zu verstehen.¹⁷ Anthony Vidler verschiebt dahingegen die Verhältnisse etwas, wenn er den psychoanalytischen Begriff der Unheimlichkeit anwendet, um die Verfremdung, die moderne Architektur erzeugt, zu untersuchen.¹⁸ Da das Erkennen von Atmosphären von subjektiven Geistesverfassungen abhängig ist, muss man sich fragen, wie zuverlässig diese Metapher ist, um Architektur zu beschreiben – eine Disziplin, die auf Festigkeit beruht und besteht.

Die empfindsamen, wie auch später die romantischen Vermischungen ästhetischer Illusionen, wichen deutlich von den Klassifikationen künstlerischer Wirkungen der Aufklärung ab. Um Kunstformen miteinander zu vermischen, war es der Aufklärung zuerst wichtig, Kunstformen zu unterscheiden, um die prägenden Eigenschaften jeder Gattung herauszustellen. Um einen Vermischungsprozess zu verstehen, wurde also vorausgesetzt, dass die Einheiten, die man zusammenbringen wollte, zuerst klar getrennte Einheiten waren. Wären die Einheiten nämlich schon vorher voneinander abhängig, bestünde die Gefahr, dass eine Vermischung nur eine bereits existierende Kombination sei. Solch eine grundlegende Abhängigkeit hatte man zwischen Architektur und Landschaftsarchitektur längst vermutet. Da man nun nicht mehr davon ausgehen konnte, dass die Künste in einer Kosmologie integriert waren, wurde in der Aufklärung versucht, sie voneinander zu trennen, um sie im Anschluss genauer zu definieren. Die Kritik der Künste verlangte nach Kategorien, um die unscharfen Ar-

17 Vgl. Lange 2007

18 Vgl. Vidler 1992

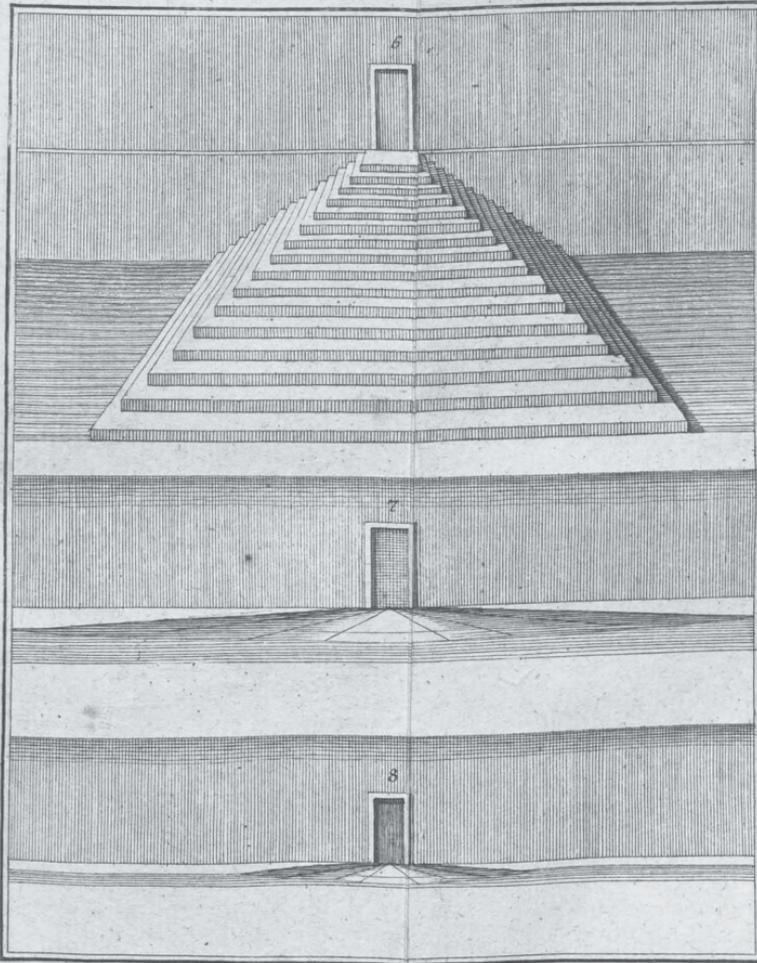


Abbildung 1 Der Begriff »Charakter« kann als Vorgängerbegriff von »Atmosphäre« verstanden werden. Zu diesem Schluss kann man nach der Lektüre der anonym erschienenen *Untersuchungen über den Character der Gebäude; über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und über die Wirkungen, welche durch dieselbe hervorgebracht werden sollen* (1785) kommen.

gumente und die verschwommene Begeisterung, die man später mit der Empfindsamkeit und der Romantik verband, zu vermeiden. Für die Vermischung der Sinne, die Böhme und Hauskeller als grundlegend für die Wahrnehmung von Atmosphären verstehen, hatten die Theorien der Aufklärung kein Verständnis. Gotthold Ephraim Lessing korrelierte zwar Kunstformen (Skulptur, Dichtung, Theater) mit sinnlichen Wahrnehmungen,¹⁹ aber diese Abschottung wurde von Johann Gottfried Herder und den Sturm-und-Drang-Dichtern schnell in Frage gestellt. Kants drei *Kritiken* etablierten auch Grenzen zwischen den verschiedenen Urteilsformen. In der *Kritik der Urteilskraft* wird anhand der Architektur verdeutlicht, wie verschiedene Urteilsformen über den gleichen Gegenstand voneinander zu unterscheiden sind. Demgemäß behauptet Kant, dass eine informative Aussage über ein Gebäude nicht das gleiche sei, wie die Beschreibung der ästhetischen Wirkung des gleichen Gebäudes auf eine beobachtende Person. Wissenschaftliche oder bautechnische Kenntnisse über ein Gebäude zu haben, ist auch etwas anderes, als die Atmosphäre oder den Charakter eines Gebäudes wahrzunehmen:

»Ein regelmäßiges, zweckmäßiges Gebäude mit einem Erkenntnisvermögen [...] zu befassen, ist ganz etwas anderes, als sich dieser Vorstellung mit der Empfindung des Wohlgefallens bewußt zu sein.«²⁰

Obwohl Kant die drei Anforderungen an die Architektur von Vitruv mit Sicherheit kannte, nämlich dass ein Gebäude *firmitas*, *utilitas* und *venustas* verkörpern soll – man könnte fast meinen, dass er seine drei Kritiken in ähnlicher Reihenfolge schrieb –, bestand er darauf, dass die Bewer-

19 Vgl. Lessing 1990 [1766]

20 Kant 1974 [1790]: 115

tung der Architektur nach wissenschaftlichen, moralischen und ästhetischen Kategorien nicht zu Überschneidungen führe. Politik dürfe sich laut Kant nicht mit Ästhetik vermischen. Diese Trennung schildert Kant anhand eines kurzen sokratischen Austauschs, und zwar in einem Argumentationsstil, den er meistens vermied. Bei dieser Argumentation griff Kant auf eine rhetorische Form zurück, die für die Aufklärung typisch war. In der *Kritik der Urteilskraft* führt Kant bewusst das Beispiel eines Gebäudes an, um zu argumentieren, dass ästhetische, moralische und wissenschaftliche Urteile voneinander getrennt werden müssten, gerade weil die Architektur damals ein stark umstrittenes Feld war und Theoretiker diskutierten, ob diese Disziplin als mathematische Wissenschaft oder freie Kunst einzuordnen sei. Vor allem ist es Kant wichtig, dass sich die Urteile über Architektur nicht vermischen. Deswegen listet er die für das 18. Jahrhundert typischen politischen Vorwürfe gegen aristokratische Gebäude auf – Meinungen, die stellvertretend für die »edlen Wilden« wie Jean-Jacques Rousseau, Marc-Antoine Laugier oder Robinson Crusoe waren. Schließlich schlussfolgert Kant, dass moralische Missbilligung keine Relevanz habe, wenn man die Schönheit eines aristokratischen Gebäudes beurteilt:

»Wenn mich jemand fragt, ob ich den Palast, den ich vor mir sehe, schön finde, so mag ich zwar sagen: ich liebe dergleichen Dinge nicht, die bloß für das Angaffen gemacht sind, oder, wie jener irokesische *Sachem*, ihm gefalle in Paris nichts besser als die Garküchen; ich kann noch überdem auf die Eitelkeit der Großen auf gut *Rousseauisch* schmälern, welche den Schweiß des Volks auf so entbehrliche Dinge verwenden; ich kann mich endlich gar leicht überzeugen, daß, wenn ich mich auf einem unbewohnten Eilande ohne Hoffnung jemals wieder zu

Menschen zu kommen, befände, und ich durch meinen bloßen Wunsch ein solches Prachtgebäude hinzaubern könnte, ich mir auch nicht einmal diese Mühe darum geben würde, wenn ich schon eine Hütte hätte, die mir bequem genug wäre. Man kann mir alles dieses einräumen und gutheißen; nur davon ist jetzt nicht die Rede.«²¹

Lessing beschränkt sich nicht nur auf Fragen der Schönheit. Er analysiert, wie der Titel seines Essays bereits aussagt, zuerst die Unterschiede zwischen einer poetischen und einer plastischen Darstellung der berühmten Szene am Ende des trojanischen Krieges, wenn Laokoon, der gewarnt hatte, das griechische Pferd nicht in die Stadt zu bringen, als Strafe für seine Hellsichtigkeit von riesigen Schlangen angegriffen wird. Hera steht auf griechischer Seite und schickt die Schlangen, um Laokoon zum Schweigen zu bringen. Lessing vergleicht die berühmte Skulptur vom Priester und seinen Söhnen mit den entsprechenden Zeilen aus Vergils *Aeneis* und überlegt, wie die jeweilige Kunstform Laokoons Leiden darstellt. Lessing versucht zu erklären, welche Fähigkeit Dichtung, Bildhauerei und Malerei haben, um eine abwesende Wirklichkeit darzustellen. Gleichzeitig deutet er auch die Grenzen jeder einzelnen Fähigkeit an. Er argumentiert gegen jeden Versuch, diese Grenzen zu überschreiten.

Der Diskurs über die Vermischung verschiedener künstlerischer Wirkungen bringt jedoch genau die widersprüchliche Sprache wieder hervor, die man in der Aufklärung vermeiden wollte. Böhme und Mark Wigley stellen zuerst fest, dass der Begriff der Atmosphäre in Ausstellungen, Katalogen und Vorträgen oftmals ungenau verwendet wird. Das häufige Vorkommen dieses Worts im Architekturdiskurs rechtfertigt ein weiteres Nachdenken über dessen

21 Kant 1974 [1790]: 116

Verwendung. Viel wird über »Atmosphäre« geschrieben, ohne diesen Begriff zu definieren.

Die Durchdringung verschiedener ästhetischer Begriffe ist nicht nur ein poetischer Manierismus, sondern wird, so Böhme, durch die Fähigkeit der menschlichen Sinne, synästhetische Kombinationen zu bilden, legitimiert.²² Je komplexer die Vermischung der sinnlichen Wahrnehmungen, desto intensiver wirkt die Atmosphäre eines Raums auf die betrachtende Person, so die These Hauskellers. Dabei betont er die Wichtigkeit der Vermischung sinnlicher Wahrnehmungen für das Erkennen einer Raumatmosphäre.²³

Theoretikerinnen und Theoretiker sowie Dichterinnen und Dichter verwenden ein Sammelsurium von Wörtern, wenn sie über Atmosphäre schreiben, gerade weil hier alle unsere Sinne eingesetzt werden. Dieser Appell an die Sinne zeigt, dass Atmosphären in vielen Arten von Umgebungen entwickelt und erkannt werden können, und nicht nur bei autonomen Kunstwerken erscheinen. Schaufenster, Restaurants, Hotels, Kneipen, Bühnenbilder, Kosmetik sowie Werbung aller Art streben danach, Atmosphären zu schaffen, die häufig keinem künstlerischen Zweck dienen. Böhme hat ein weites Verständnis für die Formen der Gestalterinnen und Gestalter, die Atmosphären schaffen, obwohl er auch zugibt, dass sie selten reine Formen der Wahrnehmung sind, weil sie auf einer Mischung unterschiedlicher sinnlicher Wahrnehmungen beruhen.²⁴

22 Vgl. Böhme 2013 [1995]: 34

23 »Je intensiver die dominanten Erscheinungscharaktere, je mehr Sinnesmodalitäten (Sehen, Hören, Riechen) an der Konstitution der Atmosphäre beteiligt sind und je größer die Übereinstimmung der Erscheinungscharaktere in diesen verschiedenen Modalitäten, desto dichter ist die entstehende Atmosphäre.« (Hauskeller 2014: 55)

24 Vgl. Böhme 2013 [1995]: 41

Böhme unterscheidet zwischen der dehnbaren Verwendung des Begriffs »Atmosphäre« in der Ästhetik und Politik und über den Gebrauch des Worts »Atmosphäre« in unserer Alltagssprache. Der Gebrauch des Worts, der dem Kanon romantischer Dichtung und Ästhetik entstammt, wurde in den letzten zwei Jahrhunderten nicht nur normalisiert, sondern wurde auch zur Norm. Obwohl die Moderne versucht hat, gerade diese Betrachtungsformen von Natur und Raum weniger stark zu gewichten, leben sie in unserer Alltagssprache fort. So wie die Anschauungen über den Charakter eines Orts aus dem 18. Jahrhundert, so ist auch die gegenwärtige Diskussion von Atmosphären auf spontane Gefühle angewiesen, die diese legitimieren. Damals so wie heute, werden erste, direkte, spontane Reaktionen auf einen Raum als ›echter‹ verstanden als spätere, analytische oder reflexive Reaktionen. Wir müssen Thomas Pfau jedoch zustimmen, wenn dieser behauptet, dass was als

»ursprüngliche und unanfechtbare authentische Wirkung verstanden wird – diese innerste Empfindung oder das Gefühl, das im achtzehnten Jahrhundert im Zentrum ästhetischer Erlebnisse und malerischer Betrachtung steht – in Wirklichkeit durch historisch spezifische und oft höchst komplizierte formale ästhetische Praktiken erzeugt wurde.«²⁵

Wenn heute die Metapher der Atmosphäre wieder verwendet wird, so ist dies eine Wiederaufnahme alter kultureller Werte, jedoch mit dem wichtigen Unterschied, dass eine poetische Wahrnehmung im 18. Jahrhundert das Privileg einer fortschrittlich gebildeten Elite war, während sie heute als Durchschnittsmeinung des Massenpublikums gilt. Die optimistische Schlussfolgerung, die man aus die-

25 Pfau 1997: 20

sem Vergleich ziehen kann: Europäerinnen und Europäer erwarben im 21. Jahrhundert einen guten Geschmack, der zwei Jahrhunderte früher dem Bildungsbürgertum und den Adligen vorbehalten war.

Böhmes Ästhetik der Atmosphären lehnt modernes Experimentieren ab. »Die avantgardistische und futuristische Verachtung der Natur liegt weit hinter uns. Natur als Sujet ist schon längst in die Kunst zurückgekehrt.«²⁶ Durch seine Atmosphärentheorie, die auf ältere Ideen von Natur und Wahrnehmung zurückgreift, versucht Böhme weder Verfremdung und Unbehagen zu erzeugen, um etwa bürgerliche Normen durch kritische Funktionalität abzubauen, noch eine vorindustrielle Idylle neu zu beleben. Er bemüht sich, die menschliche Beziehung zur Natur durch ökologische Kritik neu zu gestalten. Zwar ruft Böhme eine verschüttete Ästhetik aus dem 18. Jahrhundert auf, verbindet sie jedoch mit unserer gegenwärtigen ökologischen Krise. Ästhetische Erziehung, die klassische Bildung, durchdringt den Atmosphärendiskurs, gerade weil die Anerkennung und Wertschätzung der Wirkung eines Raums auf die hochentwickelten psychologischen Methoden der ästhetischen Bildung angewiesen sind.

Wenn wir eine Beschreibung von der Wirkung eines Gebäudes lesen, müssen wir uns auch fragen: Was für ein Subjekt nimmt diese Atmosphäre wahr? Die Betrachtungen Zumthors zeigen uns, wie wichtig kulturelle Bildung für diesen Prozess ist. Zumthor eröffnet seinen Aufsatz mit der Bemerkung, dass anhand des Atmosphärendiskurses zwar die Qualität eines Gebäudes diskutiert werden kann, die Wahrnehmung eines Gebäudes jedoch von den Eigentümlichkeiten des einzelnen Subjekts abhängt.

26 Böhme 2013 [1995]: 248

»Der Titel ›Atmosphären‹ leitet sich daher: Mich interessiert – denn natürlicherweise muß mich das interessieren – schon lange: Was ist das eigentlich: Architektonische Qualität? Es ist für mich relativ einfach zu sagen: Architektonische Qualität ist nicht – für mich –, in Architekturführern vorzukommen oder in der Architekturgeschichte vorzukommen oder publiziert zu werden usw. Architektonische Qualität, das kann sich bei mir nur darum handeln, daß ich von einem Bauwerk berührt bin. Was zum Teufel berührt mich denn an diesen Bauwerken? Und wie kann ich das entwerfen?«²⁷

Zumthor schildert ein Dreiecksverhältnis, das die einzelne emotionale Reaktion mit der vom Raum erzeugten Atmosphäre verbindet. Letztlich dienen jedoch die persönlichen Gefühle der Besuchenden als Basis für eine Kritik der atmosphärischen Wirkung eines Bauwerks. Unklar bleibt allerdings, wie wichtig sozialhistorische Faktoren bei der Gestaltung dieser Gefühle sind. Obwohl Böhme behauptet, dass jeder Mensch in der Lage sei, eine instinktive Würdigung von räumlichen Atmosphären zu empfinden, impliziert Zumthor ein selbstsicheres, souveränes Subjekt, das eine breite kulturgeschichtliche Bildung genossen hat und seine Urteile in der ersten Person äußert:

»Ich komme in ein Gebäude, sehe einen Raum und bekomme die Atmosphäre mit, und in Sekundenbruchteilen habe ich ein Gefühl für das, was ist. Atmosphäre spricht die emotionale Wahrnehmung an, das ist die Wahrnehmung, die unglaublich rasch funktioniert, die wir Menschen offenbar haben, um zu überleben.«²⁸

27 Zumthor 2006: 10

28 Ebd.

Um die Frage der architektonischen Qualität zu beantworten, richtet Zumthor sich nach innen. Er lehnt jegliches Vertrauen in Reiseführer und Architekturgeschichten ab – eine unkomplizierte Geste für einen Architekten, dessen Bauten in beiden zu finden sein könnten. Bücher könnten beiseite gelegt werden, um sich auf die eigenen Intuitionen zu verlassen, da man weiß, was in diesen Texten steht. Zwar besteht er darauf, dass die Wahrnehmung von Atmosphären eine allgemein menschliche Eigenschaft sei, seine zweideutige Anspielung auf Architekturbücher suggeriert jedoch, dass das Erkennen einer Atmosphäre eher eine erworbene Fähigkeit ist. Diese ähnelt der alten britischen Definition eines Gentlemans als jemand, der sein Latein vergessen hat. Besonders im deutschen Bildungskontext fällt auf, wie nah Zumthors Bericht, der auf einer zwiespältigen Mischung von Instinkt und Bildung beruht, der empfindsamen Ästhetik im 18. Jahrhundert ist. Zumthors Absage an das geschriebene Wort, während er an einem eleganten Buch über Atmosphären arbeitet, kommt Johann Wolfgang von Goethes *Werther* oder *Faust* nah, die beide ihre Studierzimmer verlassen, um ein intuitives Gefühl für die Natur zu bekommen. Zumthor zitiert sogar Goethes stetes Vertrauen in seine eigene Fähigkeit, die Welt anschaulich zu begreifen, wenn in der heutigen Kritik das eigene Verständnis beschrieben wird. »Haben wir auch von unserem Herrn Goethe, der hat das alles schon viel, viel früher gesehen. Und der schaut ja hin, das ist das Fantastische bei ihm, der schaut hin.«²⁹ Alle, die Goethe schon einmal gelesen haben, wissen dass seine Anschauungen selten naiv oder ungebildet waren.

29 A. a. O.: 57

Auch Böhme verlässt sich auf die Sprache der intuitiven Anschaulichkeit, um darzustellen, wie man Atmosphären wahrnimmt. Er behauptet, diesmal in der etwas bescheideneren unpersönlichen Form: »Beim Betreten eines Raumes kann man sich gleich von einer gemütlichen Atmosphäre umfassen fühlen, aber man kann auch in eine gespannte Atmosphäre hineingeraten.«³⁰ Die wichtige Gemeinsamkeit mit dem angedeuteten Architekturdiskurs im 18. Jahrhundert ist die unmittelbare Erkennung der Atmosphäre als Gefühl. Hirschfeld beschreibt die sofortige Wirkung, die ein schöner Garten auf die betrachtende Person hat, in ähnlichen Worten: »Die Wirkung, daß sie mit dem Augenblick, worin sie sich in die Einbildungskraft ergießt, lebhaftes Vergnügen erweckt.«³¹ Die Worte »mit dem Augenblick« verweisen auf den zeitlichen Moment und den Akt des Betrachtens – ein kurzer Blick reicht, um Freude zu bringen. In einer Beschreibung seines ersten Spazierganges durch den Garten des hannoverschen Kurfürsten misst Hirschfeld der Unmittelbarkeit des Gefühls ähnlich viel Gewicht bei:

»Der Begriff der Heiterkeit wird sogleich beym Eintritt durch eine Gruppe von mancherley Blumen erregt, welche die Mitte eines Rasens ziert. Die Gänge fangen zugleich an, das Auge zwischen den mannichfaltigen Baumgruppen hinzulocken, und eine lebhaftere Erwartung des Vergnügens zu erwecken, das der Freund der schönen Natur und des reinen Gartengeschmacks hier genießen soll.«³²

Schon die ersten Schritte im Garten bereiten den Besuchenden Freude. Die Augen werden erst von den Blumen

30 Böhme 2013 [1995]: 21

31 Hirschfeld 1779: 174

32 Derselbe 1785: 197

angezogen, und nach dieser Erregung halten sie Ausschau nach weiteren glücklichen Erlebnissen. Hirschfelds Stil akzentuiert die Bewegung und lenkt so gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf seinen Text. Um diese Anspielung jedoch zu verstehen, muss die Leserin oder der Leser schon einen ausgeprägten Sinn für Schönheit und Geschmack besitzen. Die Beschreibung wandert rasch von der einfachen Freude des blühenden Gartens zu komplizierteren Vergnügen in der Landschaft. Jens Binsky bemerkt, dass diese Textstelle zwei verschiedene Arten von Freuden schildert. Da jedoch weder die eine noch die andere erklärt wird, gelten beide für die ausgebildeten Spaziergängerinnen oder Spaziergänger als selbstverständlich.³³ Erst kommt das schlichte Entzücken beim Betrachten einfacher Schönheit, dann die komplizierte Freude beim Betrachten der sich verändernden Aussichten, der Weite und der Nähe, denen die Wandernden auf ihrem Weg begegnen. Diese Variationen sollen die Langweiligkeit endloser Blumenbeete durchbrechen. Vermischte Landschaften verstärken so die Anziehungskraft eines Gartens:

»In so ferne die Landschaft eine Mischung verschiedener Gegenden ist, gewinnt sie an Mannigfaltigkeit. Demnach wird ein Garten, der aus mehrern Gegenden von einem bestimmten Charakter zusammengesetzt ist, auch mehr Wirkungen in sich vereinigen.«³⁴

Hirschfeld besteht jedoch darauf, dass Abwechslung nicht zum Selbstzweck wird. Deswegen betont er mehrmals, dass in einem Garten ein gleichförmiger Stil herrschen soll, zu viele ausländische Vermischungen seien zu vermeiden:

33 Vgl. Bisky 2000: 83

34 Hirschfeld 1779: 228

»Endlich ist es für die Wirkung des Ganzen nöthig, sich zu hüten, daß man nicht auf eine seltsame Vermischung verschiedener ausländischen Werke der Baukunst ver falle, nicht in Einem Prospect einen ägyptischen Obelisk, einen griechischen Tempel, ein römisches Monument, einen gothischen Thurm, einen chinesischen Pavillon erscheinen lasse; eine Ausschweifung, die in einigen Parks in England herrscht, und die so auffallend ist, daß man sich verwundern muß, wie sie bisher Nachsicht finden konnte.«³⁵

Jahrzehnte später übernimmt Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinen Berliner *Vorlesungen über die Ästhetik* Hirschfelds Warnungen gegen solche eklektischen Vermischungen. Hegel erklärt, dass diese Art von Vermischungen ausschließlich einen oberflächlichen und modischen Eindruck vermitteln, ihnen aber die unendliche Selbstreferenzialität des Symbols fehlt:

»Ein großer Park dagegen, besonders wenn er mit chinesischen Tempelchen, türkischen Moscheen, Schweizerhäusern, Brücken, Einsiedeleien und wer weiß mit was für anderen Fremdartigkeiten ausgestattet ist, macht für sich selber schon einen Anspruch auf Betrachtung; er soll für sich selber etwas sein und bedeuten. Doch dieser Reiz, der sogleich befriedigt ist, verschwindet bald, und man kann dergleichen nicht zweimal ansehen; denn diese Zutat bietet dem Anblick nichts Unendliches, keine in sich seiende Seele dar und ist außerdem für die Unterhaltung, das Gespräch beim Umhergehen nur langweilig und lästig.«³⁶

35 Hirschfeld 1780: 47

36 Hegel 1843: 352

de für die geistige Natur der Seele und
christen der Weltweisen.“



3.
nsten Formen der Oberfläche des Erd-
efallen und reizen auf eine mannigfal-
Umzug, ihre Stellung, ihre größere
ade in dem Dunkeln oder Hellen ihrer
elung und der Ergözung. Sie sind
ertheilen der Landschaft Schattirung,
Erfrischung, durch die Vorstellung
gel verstaten, durch den Gesang ihrer
des Lichts und des Schattens, durch
hre heroischer Gegenstand seyn, durch
die er einnimmt. Besteht er dabei
en, und aus einem dichten und sehr
st und eine gewisse feyerliche Würde
seht,

fern, die eine Art von Ehsfurcht einflößt. Gefühle der Ruhe durchschauen die Seele,
und lassen sie, ohne eine vorfchliche Entschliekung, in ein gelassenes Nachsinnen, in
ein holdes Staunen dahinschweben. Nur selten wird seine Ausdehnung und Dur-
ckelheit so groß oder ungewöhnlich seyn, daß er, außer der Zufälligkeit eines heftigen
Sturms, Erschauern oder Bewunderung erregt; ein hohes Gefühl von Wärme ist ge-
meinlich seine Wirkung.

Lebhaftigkeit, Heiterkeit und Frölichkeit ist das Eigentum des kleinern und
dünnern Waldes oder des Hains, der edle, schlauke, nicht hoch aber zierlich gewach-
sene Bäume, ein frisches helles Laubwerk, durchsichtige Zwischenräume, einen ebenen
von Unterholz und Gesträuch freyen Boden hat. Die Wallungen des Laubes, das
der leichter durchstreichende Wind in Bewegung setzt, das auf den Blättern und auf
dem Boden umherfließende Spiel des Lichts und des Schattens, die durchbrechende
Vergoldung der aufgehenden und niedersinkenden Sonne, der sanft durch die Äspfel
herabstreichende Schimmer des Mondes sind die schönsten Zufälligkeiten zur Verzie-
gung eines Hains.

Die Natur bedient sich übrigens der Gefolge als eines wichtigsten Mittels,
Scenen von verschiedenen Charakteren zu bilden, als ruhige, einsame, öde, melan-
cholische, finstre, muntre, liebliche, heitere — nach der verschiedenen Beschaffenheit,
Anordnung und Verbindung der Stämme, des Wuchses, des Grüns und des Laub-
werks, wie wir in der Folge an einem andern Orte sehen werden.



s. Wasser.

Abbildung 2 Christian Cay Lorenz Hirschfeld beschäftigte sich im 18. Jahrhundert in Theorie der Gartenkunst (1779–1785) mit der Wirkung von Landschaftsarchitektur.

Hirschfeld behauptete, dass die geistige Wahrnehmung des Raumcharakters keine allgemein menschliche Fähigkeit sei. Es benötige Kultivierung, um in sich eine emotionale Reaktion auf eine Landschaft zu bilden. Anschauungen seien etwas anderes als empirische Erkenntnisse. Das heißt, ein Verständnis von räumlichen Verhältnissen unterscheidet sich von dem Gespür für die Atmosphäre eines Orts. Im ersten Satz des Kapitels *Von den verschiedenen Charakteren der Landschaften und ihrer Wirkungen* äußert Hirschfeld diese allgemeine psychologische Beobachtung:

»Nicht so allgemein, als die bloße Wahrnehmung dieser Mannigfaltigkeit ist bey den Menschen die Empfindung der Eindrücke, welche die verschiedenen Lagen in der Landschaft auf die Seele machen.«³⁷

Für Hirschfeld ist deutlich, dass eine ästhetische Ausbildung eine notwendige Bedingung ist, um den poetischen Charakter eines Orts zu verstehen. Unkultivierte oder abgelenkte Besucherinnen oder Besucher – gerade jene Zuschauerinnen oder Zuschauer, die moderne Denker wie Bertolt Brecht oder Walter Benjamin schätzten – seien nicht in der Lage, die Einflüsse eines Gartens auf das Gemüt zu verstehen.

»Diese Empfindung kann bey Rohigkeit oder Unachtsamkeit nicht empordringen. Sie setzt, wenn sie sich äußern soll, einen Grad von Schärfe und Aufmerksamkeit des äußern Sinnes, eine gewisse Leichtigkeit, die Bilder aufzufangen und sie zur Berührung oder Erschütterung der Phantasie, zur Erzeugung der innern Bewegung festzuhalten, eine gewisse Behaglichkeit der Seele an sanftern Gefühlen der Natur voraus.«³⁸

37 Hirschfeld 1779: 186

38 Ebd.

In einer Zeit, in der die Architektur sich in Subgebiete aufzuteilen begann, in Schiffsbau, Wehranlagen und Hydraulik, bestanden Theoretikerinnen und Theoretiker darauf, dass in der Architektur gerade jene Künste zusammengebracht wurden, die von der Aufklärung so deutlich voneinander getrennt wurden. In den *Untersuchungen* wurde nicht nur gefordert, die Grenzen, die Architektur von den anderen Künsten trennt, aufzuheben. Es sollten auch die ästhetischen Mittel, die man bis dahin nur bei Verzierungen und Zurschaustellung von vornehmen Häusern verwendete, bei normalen Bauernhäusern eingesetzt werden, damit diese durch die neuen Begriffe des Malerischen und Idyllischen verstanden werden konnten:

»Und wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen Handwerk und Kunst? Sollte die Architectur nur Kunst im Pallast, im Bürgerhaus aber, oder in der Bauerhütte nur Handwerk seyn? Das möchte ich nicht behaupten!«³⁹

Die Vermischung von architektonischen Entwürfen und subjektiven Eindrücken, die eine Atmosphäre hervorrufen, sind keinesfalls symmetrisch. So kann man auch nicht problemlos behaupten, dass eine gewisse Stimmung einem spezifischen Raum entspricht. Die vielen Texte, die Raumatmosphären beschreiben, thematisieren Mischungen von materiellen und persönlichen Einflüssen. Romanische Texte über Gebäude, Landschaften und Landschaftsarchitektur teilen mit dem heutigen Atmosphärendiskurs eine gemeinsame Sprache. Theoretikerinnen und Theoretiker argumentierten dafür, dass die emotionale Wirkung eines Artefakts aus der Wahrnehmung des Artefakts heraus analysiert werden muss anstatt aus der Projektion auf das Artefakt. Auch diese Frage ist nicht neu. Schon die Figu-

39 Anonymus 1986 [1788]: 8

ren in Hoffmanns *Der Sandmann* und *Das öde Haus* quälten sich mit der Frage, inwieweit sich ihre inneren Unruhen auf den umgebenden Raum erstreckten.

Gaston Bachelard, der Architektur anhand poetischer Begriffe analysierte, bemerkte, dass die Wechselbeziehung zwischen verschiedenen Raumordnungen – in seiner Untersuchung speziell der Unterschied zwischen Innen- und Außenräumen eines Hauses – nicht symmetrisch ausbalanciert ist. Obwohl das Volumen eines Innenraums viel kleiner ist als die Weite außerhalb des Hauses, nimmt der Mensch das Innere seines Hauses als viel größer wahr. Unser Bewusstsein von Außenräumen korrespondiert also nicht mit ihrer geographischen Vermessung.⁴⁰ Sobald Empfindungen, wie zurückgezogene Innerlichkeit, in Raumanalysen mit einbezogen werden, wird die Mischung von verschiedenen Elementen unstabil und unausgewogen. Während die Romantik und die Psychoanalyse diese kognitiven Verzerrungen im menschlichen Raumverständnis betonen, hebt die gegenwärtige Diskussion hervor, wie die Organisation vom materiellen Raum auf den Menschen wirkt.

Die zentrale Frage dieses Texts ist die Definition des emotionalen Eindrucks, den Architektur und Landschaftsarchitektur auf Menschen ausüben. Können künstlerische Effekte voneinander getrennt werden, oder ist ihr Einfluss am stärksten, wenn sie vermischt sind? Wann und wie führt die Vermischung ästhetischer Eindrücke zu mehr als bloß Verwirrung? Wie wird durch Vermischung der spielerische Kreislauf der Einbildungskraft freigesetzt? In diesem Aufsatz habe ich gezeigt, dass sowohl in den empfindsamen Architekturtheorien als auch bei Böhme die Wirkung eines Kunstwerks auf den Menschen als Maßstab benutzt

40 Vgl. Bachelard 1960: 214

wird, um die Qualität oder den Charakter eines Bauwerkes zu bewerten. Denn erst in der Fantasie der beobachtenden Person, die in ihrer spielerischen Betrachtung ästhetische Eindrücke der einzelnen Sinne miteinander verbindet und vermischt, wird ein Erlebnis erzeugt. Diese Form der Vermischung hat sich zur Methode herausgebildet, die es dem empfindsamen Menschen des 21. Jahrhunderts ermöglicht, Räumlichkeiten in einer nicht nur funktionalen Weise zu begreifen.

Anonymus (1986): Untersuchungen über den Charakter der Gebäude: Über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten und über die Wirkungen, welche durch dieselben hervorgebracht werden sollen [1788]. Nördlingen.

Bachelard, Gaston (1960): Poetik des Raumes. München.

Bisky, Jens (2000): Poesie der Baukunst: Architekturästhetik von Winckelmann bis Boisserée. Weimar.

Böhme, Gernot (2013): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik [1995]. Siebte, erweiterte und überarbeitete Auflage. Berlin.

Freud, Sigmund (1989): Das Unheimliche [1919]. Band 4. Frankfurt am Main.

Hauskeller, Michael (2014): Begriff und Wahrnehmung von Atmosphären.

In: Jürgen Weidinger (Hg.): Atmosphären Entwerfen. Berlin, Seiten 47–62.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1843): Vorlesungen über die Ästhetik. Berlin.

Heins, John P. (2001): Character of Environments, People, and Nations in C. C. L.

Hirschfeld's Theorie der Gartenkunst (1779–85). In: Lessing Yearbook 33, Seiten 277–295.

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1779): Theorie der Gartenkunst. Band 1. Leipzig.

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1780): Theorie der Gartenkunst. Band 3. Leipzig.

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1785): Theorie der Gartenkunst. Band 5. Leipzig.

Kant, Immanuel (1974): Kritik der Urteilskraft [1790]. Frankfurt am Main.

- Lange, Carsten (2007): *Architekturen der Psyche: Raumdarstellungen in der Literatur der Romantik*. Würzburg.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1990): *Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie [1766]*. Band 5,2. Herausgegeben von Wilfried Barner. Frankfurt am Main.
- Meinert, Friedrich (1801): *Zeichenbuch für Baukünstler und Bauhandwerker*. Viertes Heft. Leipzig.
- Pfau, Thomas (1997): *Wordsworth's Profession: Form, Class, and the Logic of Early Romantic Cultural Production*. Stanford.
- Spitzer, Leo (1944 und 1945): *Classical and Christian Ideas of World Harmony: Prolegomena to an Interpretation of the Word »Stimmung« [zwei Teile]*. *Traditio*. Jahrgang 2, Heft 2, Seiten 409–464 und Jahrgang 3, Heft 3, Seiten 307–364.
- Spitzer, Leo (1952): *A Reinterpretation of »The Fall of the House of Usher«*. In: *Comparative Literature*. Jahrgang 4, Heft 4, Seiten 351–363.
- Thränert, Thomas (2015): *Finden und Formen – Landschafts-Architekturen um 1800*. In: Sebastian Feldhusen und Ute Poerschke (Hg.): *Zwischen Architektur und Landschaftsarchitektur*. *Wolkenkuckucksheim, Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*. Jahrgang 20, Heft 34, Seiten 217–230.
- Vidler, Anthony (1992): *The Architectural Uncanny*. Cambridge (Massachusetts).
- Zumthor, Peter (2006): *Atmosphären. Architektonische Umgebungen. Die Dinge um mich herum*. Basel, Boston und Berlin.
- Abbildung 1 Anonymus (1986): *Untersuchungen über den Charakter der Gebäude; über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und über die Wirkungen, welche durch dieselbe hervorgebracht werden sollen [1788]*. Leipzig, Anhang ohne Seitenangabe.
- Abbildung 2 Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1779): *Theorie der Gartenkunst*. Band 1. Leipzig, Seiten 198–199.

Landschaft und Natur als Gestaltungsreservoir

Swantje Duthweiler

Der Begriff »Landschaft« bezeichnet einen nach dem äußeren Erscheinungsbild fest umrissenen Geländeausschnitt, der als Einheit empfunden oder als solcher bewertet wird.¹ Diese Definition von Landschaft beinhaltet eine Kernaussage, die sich auf verschiedene Freiraumtypen übertragen lässt. Neben der geographischen Bedeutung ist der Begriff Landschaft seit seiner ideen- und kulturgeschichtlichen Prägung in der Renaissance in besonderem Maße positiv besetzt. Ob als Wortzusatz kombiniert zur »Erlebnislandschaft«, »Stadtlandschaft« oder »Industriellandschaft«, immer schwingt unbewusst eine Erwartung von Freiheit, Strukturiertheit und Größe mit.

Ausschnitt, Reduktion und Abstraktion

Planungen auf der Ebene von Landschaften sind im traditionellen Sinn an größere Maßstäbe gebunden. Sowohl Naturlandschaften als auch Kulturlandschaften eignen sich für eine Differenzierung in unterschiedliche Natur- und Kulturräume. Während man in der Landschafts- und Stadtplanung eng am geowissenschaftlichen Begriff der Landschaft arbeitet, entwirft man in der Landschaftsarchitektur insbesondere bei Freiräumen wie Platz, Park oder Garten oft in kleinräumigeren Einheiten. Hier wird die Landschaft zur übergeordneten gestalterischen Idee, als Interpretati-

1 Vgl. Brockhaus 2006: 283

onsansatz oder Zitat verwendet, um eine bestimmte Gefühlsebene oder Atmosphäre zu erzeugen (Abbildung 1, Seite 93). Die Übersetzung von idealtypischen Natur- oder Kulturlandschaften in Gestaltungseinheiten für einen Park oder Garten, ist eine der großen und traditionellen Planungsansätze in der Landschaftsarchitektur: eine Konzentration auf einen Ausschnitt der Landschaft, die Verkleinerung des landschaftlichen Leitbildes, die Reduktion auf wesentliche Elemente, eine Abstraktion eines Ausschnitts oder die Abstraktion wesentlicher Elemente. Besonders überzeugend erscheinen Ausschnitte von Landschaften, die sich eins zu eins in die vorhandene Umgebung einbinden, wie beispielsweise das Alpinum des *Schlosspark Průhonice*, das Ernst Emanuel Graf von Silva-Tarouca in den ehemaligen Steinbruch einfügte (Abbildung 2, Seite 99). Versucht man hingegen, eine Vielzahl unterschiedlicher, verkleinerter Landschaftsbilder auf engem Raum zu kombinieren, können diese schnell zu wiederholbaren und austauschbaren Dekorationselementen werden.

Erfahrungen mit ambitionierten Maßstabssprüngen zwischen Landschaftspark und spätlandschaftlichem Villengarten sind aus dem 19. Jahrhundert bekannt. Man kennt sie aber auch aus den aktuellen Hausgartenplanungen. Ästhetisch ergiebiger ist ein Maßstabssprung durch Abstraktion, zum Beispiel die ›ozeanische Landschaft‹ am Hauptsitz der FIFA in Zürich (Abbildung 3, Seite 101). Bei der Konzentration auf die wesentlichen Elemente kann ein neuer Ausdruck, eine neue Sprache gefunden werden, und es entsteht im besten Fall eine Essenz der jeweiligen Landschaft. Die zentrale Frage lautet: Wenn Landschaft das ist, was als Einheit empfunden wird, wie viel Verbindendes brauchen die Einzelelemente, um als Ganzes erlebt zu werden? Im Gegenzug ist interessant zu beobachten, wie



Abbildung 1 Gestaltungsleitbild subtropische Landschaft, *Musée du quai Branly* in Paris von Gilles Clément

viel Trennendes eine Gesamtwirkung erträgt, um noch als Einheit, als Landschaft, zu wirken. Welche verbindenden Elemente stehen bei der Planung zur Verfügung?

Idealtypische Bilder versus dynamische Entwicklung

Seit etwa hundert Jahren versteht man die Verbindung zwischen landschaftlichen Einheiten eher wissenschaftlich. Schon die Kombination weniger Charakterarten erzeugt Assoziationen, die sich konkreten Landschaften oder einzelnen Vegetationsbildern zuordnen lassen. So hat auch auf der Ebene von Vegetation und Pflanzenverwendung das Zitieren von Landschaften als Gestaltungsansatz eine große Bedeutung. Eine Grundlage dazu hat William Robinson in seinem Buch *The Wild Garden* (1870) gelegt, der im Sinne des künstlerisch kulturellen Aufbruchs der jungen Naturgartenbewegung eine Pflanzenverwendung nach physiognomischen Merkmalen von idealtypischen Landschaften entwickelte.² Willy Lange erweiterte diese Interpretation von mitteleuropäischen Natur- und Kulturlandschaftsausschnitten zur sogenannten *Gartengestaltung der Neuzeit* (1907) – mit »Pflanzengenossenschaften im Garten nach Motiven der Natur«: Kiefernwald in trockener Lage, Heide, Sandfelder, Binnendünen, Sandstranddünen, Wiesen, Laubwald, Waldbach und Waldsumpf, Ufer und Gebirge und vielem mehr.³ Allen zugrunde liegt die Übertragung einer größeren Landschaftseinheit in Gärten und Parkanlagen, die in ihrem Ansatz weit über eine einzelne Beetgestaltung hinausgeht. Im Sinne einer »Steigerung des Alltäglichen«⁴ werden Landschaften, meist vorindustrielle

2 Vgl. Robinson 1870

3 Lange 1907: 10–11

4 A. a. O.: 372

Natur- und Kulturlandschaften, auf einen Ausschnitt reduziert und durch Hinzufügen fremdländischer, eindrucksvoller Pflanzenarten gestalterisch überhöht. Lange war allerdings noch sehr dem Bildhaften verhaftet und entwickelte statische Vegetationsbilder und Landschaftseindrücke, die durch eine entsprechende Pflege in ihrem festgelegten Entwicklungsstadium erhalten bleiben sollten.

Dass Landschaft und Vegetationsbild auch etwas Veränderliches, Dynamisches beinhalten, wurde für die Planung vor allem von Richard Hansen aufgegriffen. Hansen zufolge bestimmen die Gehölze in hohem Maße das Raumerlebnis mit. Stauden sind hierfür eine »lebendige Bodendecke als Resonanz auf den Standort«. ⁵ Dabei unterschied er Arten der »Pioniergesellschaften« für neu angelegte Gärten und Arten der »Schlussgesellschaften« für den reifen Garten. Hansen setzte sich ausdrücklich dafür ein, Wild- und Beetstauden getrennt voneinander zu verwenden, da viele Beetstaudenpflanzungen meist einen offenen Boden benötigten und Wildstauden möglichst zu geschlossenen und langlebigen Vegetationsdecken zusammenwachsen sollten. ⁶ Beeinflusst von früheren Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Reinhold Tüxen an der *Zentralstelle für Vegetationskartierung* in Stolzenau (1945–1947), entwickelte Hansen im Sichtungsgarten in Weißenstephan neben Beetstaudenflächen vor allem kleine Vegetationsausschnitte von ökologisch und ästhetisch angeordneten Pflanzengemeinschaften. Bei diesen Vegetationsausschnitten handelt es sich beispielsweise um die Felssteppe und die Steppenheide, im Schatten von heimischen Gehölzen die gräser- und farnreiche Flora regionaler

5 Hansen 1984: ohne Seitenangabe

6 Vgl. Hansen und Stahl 1981: 51

Eichen-Hainbuchen-Mischwälder, eine Heidepartie mit etwa 200 Park- und Wildrosenarten in Verbindung mit Wacholdersorten, eine Vegetationsgemeinschaft mit einjährigen »wärmeliebenden Schuttbesiedlern« sowie Vertreter der Halmfruchtgesellschaften, durchsetzt mit Hirse und Sommerblumen.

Schön und erhaben zwischen Waldidylle und Industriebrache

Landschaft ist mehr als nur die Addition ihrer naturwissenschaftlich analysierbaren Elemente. Angeregt von Edmund Burkes ästhetischer Theorie *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful* (1797)⁷ wurde im klassischen Landschaftsgarten die sinnliche Wirksamkeit eines Landschaftsausschnitts zum zentralen Gestaltungskonzept. Christian Cay Lorenz Hirschfeld beschreibt in *Theorie der Gartenkunst* (1779–1785) ausführlich eine Auswahl von Stimmungslandschaften für Parkanlagen, die von Pflanzenkombinationen unterstützt werden. So könnte man mit »Gehölzen als eines wichtigen Mittels Szenen von verschiedenen Charakteren bilden, als ruhige, einsame, öde, melancholische, finstre, liebliche, heitere«.⁸ Für »angenehme« und »heitere« Szenen sei der Frühlingsgarten prädestiniert, mit einem Schwerpunkt auf blühenden Bäumen und Sträuchern.⁹ Sommergärten seien ihm zufolge »anmutiger«, »lieblich« und »schön« mit einer Mäßigung in Licht und Farbe,¹⁰ »sanftmelancholische« Szenen bräuchten gedämpfte Farben, »Laubwerk von einem dunkeln oder schwärzlichen Grün«¹¹ und »erhabene« und

7 Burke 1797

8 Hirschfeld 1779: 199

9 Derselbe 1782: 139

10 Kellner 1994: 204

11 Hirschfeld 1782: 211

»feierliche« Szenen, Größe und Dunkelheit, vorzugsweise Waldstücke mit hohen Eichen und Buchen, Tannen und Fichten, die in bergige und felsige Höhen steigen.¹² Landschaft wird hier zum Mittel und soll auf die Gefühlslage vorgebildeter Besucherinnen und Besucher einwirken. Durch kulturelle Prägung in Form von Märchen, Mythen und Kindheitserinnerungen können spontane Stimmungen ausgelöst werden, die einen emotionalen Rahmen bilden können für entspannende oder sogar philosophische Gedankengänge. Die Landschaftseinheit aus bildnerischem Erlebnis und emotionaler Reaktion entsteht im Kopf der betrachtenden Personen und wird wahrgenommen.

In der Landschaftsarchitektur ist man, nach einer Phase der Betonung ökologischer Aspekte in den 1980er- und 1990er-Jahren und einer gestalterischen Gegenreaktion in Form einer strengen Versachlichung auf Raumwirksamkeit und Proportionserleben, wieder auf der Suche nach naturnaher Wirkung und Atmosphäre. In städtebaulich wachsenden und verdichteten Gebieten können Landschaftszitate ein Naturerleben kompensieren und in städtebaulich schrumpfenden Regionen neue Leitbilder für Wohnfolgelandschaften oder industrielle Nachnutzungen bilden. Während man in den 1930er- und 1950er-Jahren bevorzugt Kulturlandschaftsbilder wie Streuobstwiese, Weinbergterrasse oder Flächen zur ländlichen Schnittstaudenproduktion interpretierte, arbeitet man derzeit oft mit Landschaftsbildern wie Wiese, Prärie, Steppe und Wald. Landschaft wird hier weniger zur Stimmungsträgerin, sondern eher landschaftliches Zitat, zum Beispiel der urbanen Welt, oder abstrakte Interpretation. Die neuen Landschaftsbilder sind weniger spektakulär, sondern ruhig und zurückhaltend.

12 A.a.O.: 116

Der Gesamteindruck ist wichtiger als das Einzelschicksal einzelner Arten. Auch geht es primär nicht um Dekoration, sondern um die Pflanze als integraler Bestandteil eines in sich geschlossenen gesamtgestalterischen Ausdrucks.

Die neue Landschaftlichkeit in der Pflanzenverwendung

Auch in der Pflanzenverwendung müssen die neue Landschaftlichkeit und großzügige Sichtweise erst langsam wiederentdeckt werden. Jahrzehntlang war man auf die Betrachtung von Einzelkombinationen von Pflanzengruppen und ein relativ gleichbleibendes Sortiment konzentriert. Weiter untersuchte man die Ausbreitungskraft und Konkurrenz von Arten. Ausgangspunkt der Entwicklungen war Hansens vegetationskundlicher Ansatz der Lebensbereiche der Stauden,¹³ der bis heute als Planungsinstrument relevant ist. Als einziges Gestaltungsinstrument eignet er sich jedoch nicht, denn dieser Ansatz verleitet dazu, Gärten und Parks setzkastenähnlich in unterschiedliche Standorte zu segmentieren. Durch die konkreten Artenempfehlungen kann es mitunter zu Wiederholungen stereotyper Pflanzkombinationen für vergleichbare Standorte kommen. Hansen hatte seine Empfehlungen zu Geselligkeitsstufen eher als Beispiel gesehen und nicht als Anordnungsschema. Doch wurden seine kleinteiligen und auf eine Nahwirkung ausgerichteten Vegetationsgemeinschaften charakteristisch für die landschaftliche Staudenverwendung des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Anfang der 1990er-Jahre stießen die ersten Veröffentlichungen von landschaftlichen Pflanzungen, wie die von Wolfgang Oehme und James van Sweden, in der Fachwelt auf Skepsis, da sich der Maßstab

13 Dieser Ansatz wurde zum Beispiel beim Sichtungsgarten Weihenstephan in den 1960er- und 1970er-Jahren realisiert.



Abbildung 2 Landschaftsausschnitt »Alpen«, *Schlosspark Průhonice* in Prag von Ernst Emanuel Graf von Silva-Tarouca

der neuen Gras- und Staudenlandschaften nicht mit den traditionellen Geselligkeitsstufen nach Hansen vereinbaren ließ. Erst die gestalterisch überzeugenden Staudenlandschaften von Piet Oudolf, Petra Pelz oder Henk Gerritsen konnten die Kritikerinnen und Kritiker überzeugen und ermutigen, nach neuen Landschaften für die Interpretation von Pflanzkonzepten zu suchen.

Schon Karl Plomin nannte in seinem zentralen Lehrbuch *Der vollendete Garten* (1977) die Notwendigkeit eines verbindenden atmosphärischen Elements. In seinem dreistufigen Aufbau von Vegetationsbildern arbeitet Plomin zunächst eine Analyse der wichtigsten Standorteinflüsse aus, konkretisiert wesentliche Gestaltungsstrukturen und gestaltet in einem dritten Schritt – »durch die Zwischenschaltung schöpferischer Vorstellungskraft«,¹⁴ das heißt die »bildhafte Gesamtkonzeption«.¹⁵ Plomin's Vegetationsbilder sind keine Landschaftsausschnitte, sondern übertragen die bekannten Stimmungen von Landschaften auf den Maßstab von Garten und Park: »Knisternde Hitze über trockenem, sandigen Grund, grelles Sonnenlicht und ungebrochener Wind. Nur graugrüne Kiefern, Wacholder und Ginster sind darauf eingerichtet, auf dem Untergrund von Besenheide, Heidenelken, Trockengräsern und Flechten unter extremen Daseinsbedingungen weiterzuleben«.¹⁶ In jüngerer Zeit betont auch Gerritsen in seinem *Gartenmanifest* (2014) die Notwendigkeit einer besonderen Verbindung zwischen der betrachtenden Person und dem erlebten Ort. Oft empfand er Gartengestaltungen nur als »nett« und »mit Köpfchen kombiniert«: »Es gibt eigentlich

14 Plomin 1975: 5

15 A. a. O.: 25

16 Derselbe 1977: 11



Abbildung 3 Landschaftsinterpretation »Ozeanien«, Hauptsitz der FIFA in Zürich
von Vogt Landschaftsarchitekten

nichts zu kritisieren daran – aber es berührt mich nicht«. ¹⁷ Er vermisse etwas, wie den »sense of place [...], ein Gefühl, alles ist hier am richtigen Platz und in Harmonie mit der Umgebung: das Gefühl, was (man) immer hat, wenn (man) in der Natur ist«. ¹⁸ Interessanterweise unterscheidet Gerritsen den Begriff des Genius Loci, den »Geist des Ortes«, der sich ihm zufolge eher auf die Vergangenheit beziehe, von dem »Gefühl des Ortes«, das unabhängig von früheren Entwicklungen oder der Gestaltungsintensität als passend beziehungsweise unstimmig empfunden wird.

Neben den Gestaltungen großer Landschaftswirkungen werden derzeit vor allem Beobachtungen von Pflanzengesellschaften an ihren natürlichen Habitaten zur Inspirationsquelle für neue Gartenstimmungen. Im Detail versucht man, Standort und standortprägende Physiognomie, charakteristische Artenanordnung, Konkurrenz- und Ausbreitungsverhalten zu analysieren und auf größere gestalterische Einheiten zu übertragen. Im Gegensatz zum »Gardenesque-Stil« – geprägt von John Claudius Loudon (1830) ¹⁹ – und mit einer Freude am gärtnerischen Detail versucht man derzeit, Lösungen zu finden, die auch großräumig, in landschaftlichem Maßstab angemessen sind. Ziel ist es, eine auf den Ort und die anderen Rahmenbedingungen abgestimmte Atmosphäre zu schaffen und in einen Gesamtzusammenhang zu bringen. Um einer Beliebtheit von Leitbildern vorzubeugen, wäre es oft wichtig, die Planungen noch deutlicher auf den Geist des Ortes auszurichten – nicht nur auf der Vorentwurfsebene, sondern bis tief in Detailplanung und Material- und Pflanzenwahl.

17 Gerritsen 2014: 67

18 A. a. O.: 67

19 Vgl. Loudon 1830

Als Fazit ist festzustellen, dass die Bilder, die wir als Landschaften kategorisieren, vielfältig sind. Sie haben eine naturwissenschaftlich greifbare, geomorphologische Seite, bei der Standort und Vegetation ein wesentlicher Indikator und prägendes Element sein können, tragen aber auch Emotionen und Erinnerungen. Sie spiegeln Kindheits- und Erwachsenenenerlebnisse und werden immer wieder mit neuen Erfahrungen angereichert. Dadurch bleibt auch der Begriff »Landschaft« etwas Dynamisches, etwas, das sich mit der Entwicklung des Menschen verändert.

- Bibliographisches Institut und F. A. Brockhaus (2006): Brockhaus Enzyklopädie in 30 Bänden. Band 16. Mannheim.
- Burke, Edmund (1797): *A Philosophical Enquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and the Beautiful*. London.
- Gerritsen, Henk (2014): *Gartenmanifest*. Stuttgart.
- Hansen, Richard und Friedrich Stahl (1981): *Die Stauden und ihre Lebensbereiche in Gärten und Grünanlagen*. Stuttgart.
- Hansen, Richard (1984): Vortrag bei der DGGL. München, 25.10.1984. Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Privatnachlass.
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1779): *Theorie der Gartenkunst*. Band 1. Leipzig.
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (1782): *Theorie der Gartenkunst*. Band 4. Leipzig.
- Kellner, Vera (1994): *Der Landschaftsgarten und seine farbtheoretischen Grundlagen*. Bremen.
- Lange, Willy (1907): *Gartengestaltung der Neuzeit*. Leipzig.
- Loudon, John (1830): *Original Communications*. In: *The Gardener's Magazine and Register of Rural and Domestic Improvement*. London
- Plomin, Karl (1975): *Der vollendete Garten*. Stuttgart.
- Robinson, William (1870): *A Wild Garden*. London.

Abbildung 1–3 Swantje Duthweiler

Städtischer Stoffwechsel als Konzept

Michael Prytula

Der Urbane Metabolismus, das heißt der städtische Stoffwechsel, bezeichnet ein systemisches Konzept, das die Gesamtheit der physiologischen Energie- und Stoffströme beschreibt, die zu Herstellung, Wachstum und Funktionserhalt urbaner Systeme¹ erforderlich sind. In dem Konzept werden natur- und sozialwissenschaftliche Ansätze miteinander verbunden, um die physiologischen, raum-zeitlichen, sozioökonomischen und erkenntnistheoretischen Wechselwirkungen urbaner Ver- und Entsorgungsprozesse besser zu verstehen. Gleichzeitig können damit die Potenziale einer nachhaltigen Ressourcenbewirtschaftung ermittelt und dargestellt werden.²

Unter dem Begriff des Urbanen Metabolismus werden verschiedene Konzepte und Interpretationen zur Analyse, Modellierung und Erklärung von Mensch-Umwelt-Beziehungen verhandelt, die keineswegs immer kongruent sind.

Gesellschaftlicher und urbaner Stoffwechsel:

Die Kolonisierung der Umwelt

Menschliche Gesellschaften sind, wie natürliche Organismen, für Wachstum und Lebenserhalt auf den Austausch

- 1 Urbane Systeme sind Orte mit einer relativ hohen Bevölkerungsdichte, wo hohe Ressourcen-, Waren- und Kapitalströme bestehen und hochgradige soziale Interaktionen, Wissens- und Entscheidungsprozesse stattfinden. Weiterführende Definition siehe zum Beispiel Oswald und Baccini 2003: 48.
- 2 Vgl. Prytula 2013: 88

von Energie und Material mit ihrer natürlichen Umwelt angewiesen. Rohstoffe werden zu Energie, Nahrung und anderen Produkten verarbeitet und mit mehr oder weniger großer Zeitverzögerung als Abfälle und Emissionen an die Umwelt zurückgegeben. Diese Prozesse werden durch die Kolonisierung natürlicher Ressourcenquellen organisiert und als gesellschaftlicher Stoffwechsel bezeichnet: ein umfassendes Konzept, um die Mensch-Umwelt-Interaktion qualitativ und quantitativ zu beschreiben.

Der Urbane Metabolismus lässt sich als eine räumlich mehr oder weniger abgrenzbare und lokalisierbare Teilmenge des gesellschaftlichen Stoffwechsels definieren. Aus naturwissenschaftlicher Sicht sind urbane Systeme anthropogen überformte Ökosysteme, die den Gesetzen der Thermodynamik und Selbstorganisation unterliegen und hinsichtlich ihres physiologischen Verhaltens ökosystem-theoretisch analysiert und erklärt werden können.³

Dabei ist der Begriff mehr als nur eine Analogie zum Stoffwechsel von Organismen. Von den niedrigen Organisationsebenen (Zellsysteme, Organe) bis zu den höheren (Organismen, Siedlungsgemeinschaften, urbane und gesellschaftliche Systeme) besteht eine Kontinuität an physiologischen und biochemischen Prozessen und systemtheoretischen Strukturähnlichkeiten. Dem Ökologen Eugene P. Odum folgend, sind Organismen und Ökosysteme »offene, nicht im Gleichgewicht stehende, thermodynamische Systeme, die Energie und Stoff kontinuierlich mit der Umwelt austauschen, um ihre innere Entropie zu verringern und die äußere Entropie zu vergrößern.«⁴

3 Vgl. Ellenberg 1973: 23, vgl. Odum 1991: 57, vgl. Baccini und Bader 1996: 19

4 Odum 1999: 42

Bei jedem Schritt der Energieumwandlung wird ein Anteil der Energie in für den Organismus nicht nutzbare Wärmeenergie umgewandelt. Dieser Prozess bedeutet eine Zunahme von Unordnung oder Entropie, und würde in einem geschlossenen System zu dessen Stillstand oder Tod führen. Zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensfunktionen müssen Organismen mit ihrer Umwelt einen *Stoffwechsel* oder *Metabolismus* unterhalten, durch den sie organische oder anorganische Stoffe assimilieren. Organismen sind somit offene Systeme, die durch ihren Stoffwechsel Energie mit hoher Qualität importieren und solche niedriger Qualität exportieren, die zu Wärme umgewandelt (dissipiert) wird. Letztlich dient der Stoffwechsel der Aneignung freier Energie oder »negativer Entropie« (Negentropie), um den eigenen entropiearmen, hoch organisierten Zustand aufrechtzuerhalten.⁵

Beim gesellschaftlichen Stoffwechsel wird zwischen dem *basalen* gesellschaftlichen und dem *erweiterten* gesellschaftlichen Stoffwechsel unterschieden.⁶ Der basale Stoffwechsel einer Gesellschaft umfasst die Summe aller biologischen Stoffwechsel der in ihr lebenden Menschen, das heißt alle natürlichen, für die Lebensvorgänge erforderlichen stofflichen Ein- und Austräge, wie Nahrungsaufnahme und Ausscheidungen. Diese werden rezenten, natürlichen Kreisläufen entnommen und stammen zumeist aus erneuerbaren Ressourcen.

Der erweiterte gesellschaftliche Metabolismus umfasst darüber hinaus alle weiteren Energie- und Stoffströme, die zur Bereitstellung aller gesellschaftlichen Aktivitäten erforderlich sind, einschließlich aller Versorgungsketten

5 Prytula 2011: 40 nach Schrödinger 1989: 126

6 Vgl. Fischer-Kowalski und Haberl 1997: 4–12

zu deren Bereitstellung. Gesellschaften greifen gezielt in Naturprozesse ein und transformieren sie in einer Weise, die sie für die Gesellschaft nützlicher macht, als dies ohne den Eingriff der Fall wäre.⁷ Diese Art der Umweltbeziehungen wird »Kolonisierung« genannt (von *colonus*, lateinisch: der Bauer). Landwirtschaft heißt, natürliche Systeme durch solche zu ersetzen, die einen höheren Output an bestimmten Sorten von Biomasse haben, die für den Menschen nützlich sind. »Die Grundstrategie der Landwirtschaft besteht in dem Versuch einer aktiven Kontrolle des Ressourcenflusses.«⁸ Weiter wird in industrialisierten Gesellschaften auch auf akkumulierte Bestände, nicht erneuerbarer Ressourcen, zurückgegriffen und durch den Einsatz technischer Infrastrukturen bereitgestellt. Der gesellschaftliche und städtische Stoffwechsel mit der natürlichen Umwelt wird hierbei durch technische Infrastrukturen vermittelt.

Urbaner Metabolismus:

Eine kurze Begriffs- und Entwicklungsgeschichte

Das Konzept des urbanen Metabolismus hat eine bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichende Ideengeschichte.⁹ Beeinflusst von den Schriften des Biologen Jakob Moleschott zum physiologischen Stoffwechsel und zu evolutionstheoretischen Ideen hat Karl Marx den Stoffwechsel-Begriff in einen sozio-ökonomischen Zusammenhang gesetzt und die Rückbezüglichkeiten des menschlichen Handelns auf die Natur beschrieben:

7 Vgl. Fischer-Kowalski, Haberl 1997: 10

8 Siefertle 1997: 61

9 Siehe hierzu ausführlich Fischer-Kowalski 2003

»Der Arbeitsprozess ist [...] zunächst unabhängig von jeder bestimmten gesellschaftlichen Form zu betrachten. Die Arbeit ist zunächst ein Prozess zwischen Mensch und Natur, ein Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur.«¹⁰

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte der Biologe und Urbanist Patrick Geddes das Konzept der Region in die Städtebaudiskussion ein. Geddes verband in seiner urbanen Theorie geographische, geschichtliche und soziale Aspekte der Stadt mit frühen Konzepten der Evolutionstheorie und Ökologie, die er zum Beispiel in seinem einflussreichen Buch *Cities in Evolution* (1915) veröffentlichte.¹¹ In Anlehnung an Charles Darwins Evolutionstheorie wurde die Stadt von Geddes als gebaute Umwelt konzeptualisiert, die durch natürliche und soziale Entwicklungsprozesse geformt wird und in Austauschprozessen mit der Region steht – eine zu damaliger Zeit neue Sicht auf Stadtentwicklung.¹² Geddes interessierte sich auch für eine Verbesserung des Wirkungsgrads bei der Kohlenutzung und entwickelte hierfür eine Methode zur Erfassung der Energie- und Materialströme, welche die Prozesse der Gewinnung und

10 Marx 1968 [1867]: 192

11 Geddes 1915

12 Vgl. Batty und Marshall 2009: 556

der Verarbeitung, den Transport, Handel und Gebrauch betrachtet und einer vereinfachten Ökobilanz im heutigen Sinn nahekommt.¹³

Die Vorstellung eines untrennbaren Systemzusammenhangs von lebenden Organismen in ihrer belebten und unbelebten Umwelt führte zu dem Konzept und Begriff des *Ökosystems*, wie ihn 1935 der Ökologe Arthur Tansley verwendete.¹⁴ Durch den Einfluss der allgemeinen Systemtheorie setzte sich seit Anfang der 1950er-Jahren unter dem Namen *New Ecology* von Eugene Pleasants Odum und Howard Thomas Odum eine ökosystemare Betrachtungsweise durch, die eine integrale Betrachtung aller lebendigen und physikalischen Komponenten anstrebte und zunehmend auf physikalischen und mathematischen Modellierungen beruhte.

Im September 1965 veröffentlichte der Gesundheitsingenieur Abel Wolman im *Scientific American* den Artikel *The Metabolism of Cities* und prägte damit den Begriff in seiner heutigen Bedeutung. Er beschreibt darin den Energie- und Wasserbedarf einer hypothetischen Stadt in den USA mit einer Million Einwohnerinnen und Einwohner:

»Die Stoffwechselefordernisse einer Stadt können definiert werden als die Materialien und Waren, die benötigt werden, um die Bedürfnisse einer Stadt und ihrer Bewohner zu Hause, auf der Arbeit und in der Freizeit zu versorgen. Über die Zeit betrachtet, umfassen diese Erfordernisse sogar die Materialien zum Bau und zur Erneuerung der Stadt selbst. Der Stoffwechselkreislauf ist erst geschlossen, wenn die Abfälle und Rückstände des täglichen Lebens unter einem Minimum an Auf-

13 Vgl. Frischknecht 2004: 5

14 Vgl. Odum 1991: 7

ECOSYSTEME BRUXELLES (16.178 ha)

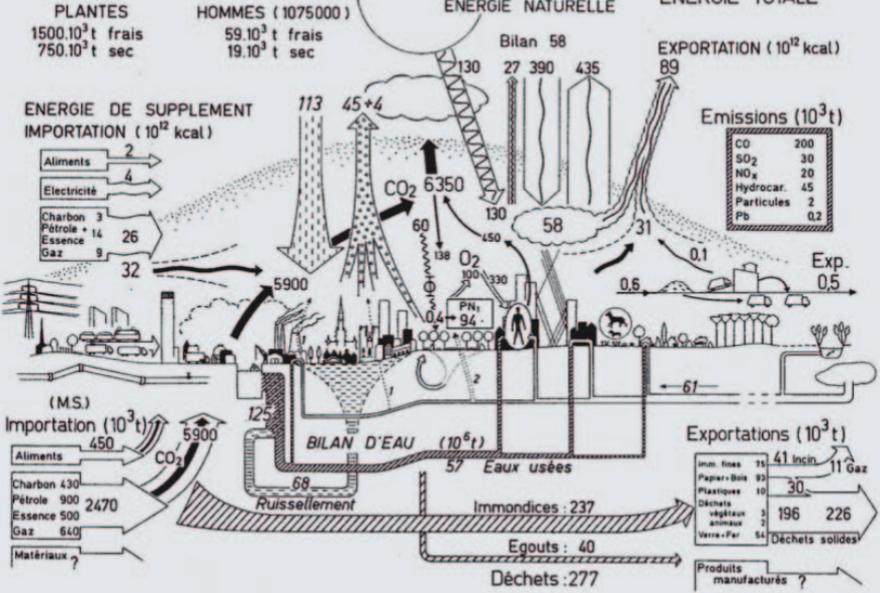


Abbildung 1 Paul Duvigneaud und Simone Denaeyer-De Smet haben mit ihrer Abbildung zum Stoffwechsel der Stadt Brüssel von 1977 einen neuen ikonografischen Topos geprägt. Während Abel Wolman in seinem Artikel *The Metabolism of Cities* noch Kurven- und Balkendiagramme verwendete, ermöglichte das Bild der Stadtsilhouette in Brüssel mit einer Überlagerung der natürlichen und anthropogenen Energie- und Stoffströme in Form von Sankey-Diagrammen einen besseren visuellen Anschluss an typische Darstellungsformen in der Stadtplanung.

wand und Gefahr entfernt und beseitigt sind. Seit der Mensch zur Kenntnis genommen hat, dass die Erde ein geschlossenes Ökosystem ist, erscheinen die bisher üblichen Praktiken zur Ablagerung von Abfällen nicht länger akzeptabel. Der tagtägliche Beweis vor seinen Augen und seiner Nase sagt ihm, dass sein Planet seinen unbehandelten Zivilisationsabfall nicht grenzenlos assimilieren kann.«¹⁵

1971 startete die *UNESCO* offiziell das Programm *Man and the Biosphere (MaB)*, worin ausdrücklich der Versuch unternommen wurde, die aus der Ökosystemforschung bekannten Methoden auf urbane Systeme zu übertragen.¹⁶ Es entstanden beispielsweise drei exemplarische Studien, die urbane Systeme als Gesamtökosysteme betrachteten:

- Brüssel von Paul Duvigneaud und Simone Denaeyer-De Smet, 1977¹⁷
- Hongkong von Stephen Boyden, Sheelagh Millar und Ken Newcombe und anderen, 1981¹⁸
- Gotland von James Zucchetto und Ann-Mari Jansson, 1985.¹⁹

Die Studie von Duvigneaud und Denaeyer-De Smet zu Brüssel (1977) war die erste umfassende Energie- und Stoffstromanalyse für eine Stadt, die alle natürlichen und anthropogenen Energie- und Stoffströme eines Jahres in einer ikonografischen Darstellung zusammengefügt hat (siehe Abbildung 1, Seite 111). Die Betrachtung urbaner Systeme als Gesamtökosystem trat dann aber in den Hintergrund, da der Ansatz wenig konkrete Handlungsempfehlungen

15 Wolman 1965: 179, Übersetzung durch Autor

16 Vgl. Wächter 2003: 41

17 Duvigneaud und Denaeyer-De Smet 1977

18 Boyden, Millar und Newcombe 1981

19 Zucchetto und Jansson 1985

zu einem ökologischen Management von Städten bot. Zudem wurde die mangelnde Einbeziehung der Sozialwissenschaften in die Forschungen kritisiert. Um die Entwicklungsdynamik gesellschaftlicher und urbaner Systeme zu verstehen, wurde ein rein naturwissenschaftlich-physiologischer Ansatz als nicht ausreichend erachtet.²⁰

Bahnbrechend für die weitere Entwicklung waren die Arbeiten von Peter Baccini, seiner Kolleginnen und Kollegen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zusammen mit Paul Brunner veröffentlichte er 1991 die Studie *Metabolism of the Anthroposphere*²¹, die programmatisch den Weg für Forschungsarbeiten der nächsten Jahrzehnte vorgezeichnete. Ähnlich wie die Studie *Die Grenzen des Wachstums* von Dennis Meadows, Donella H. Meadows, Erich Zahn und anderen aus dem Jahr 1972 basierten diese Arbeiten auf einem dynamischen Ansatz, verwendeten aber Stoffflussanalysen zur Erfassung und Modellbildung der realen Energie- und Stoffflüsse für ein definiertes räumliches System. Ähnliche, vorwiegend naturwissenschaftlich orientierte Studien zum regionalen Stoffhaushalt gab es in Deutschland vor allem von Stefan Bringezu.²²

Parallel hierzu entstanden seit etwa Mitte der 1990er-Jahre sozialökologische Studien zum gesellschaftlichen Stoffwechsel und zu sozialökologischen Transitionen unter der Leitung von Marina Fischer-Kowalski in Wien und später am Institut für soziale Ökologie in Klagenfurt.²³ Diese Studien trugen maßgeblich zur sozialökologischen Theoriebildung bei und beinhalteten historische Unter-

20 Vgl. Wächter 2003: 89

21 Baccini und Brunner 1991

22 Vgl. Bringezu 2004

23 Vgl. insbesondere Fischer-Kowalski u. a. 1997

suchungen zu agrarischen und industriellen Regimes von Land- und Ressourcennutzung. Die historische Entwicklung menschlicher Gesellschaften lässt sich nach den drei epochalen Entwicklungsstadien unterscheiden: Jäger- und Sammler-, Agrar- sowie Industriegesellschaft. Der Umwelthistoriker Rolf Peter Sieferle untersuchte die Kolonialisierungsstrategien dieser Entwicklungsstadien und leitete daraus universalhistorische Erklärungsmuster zur Entwicklungsdynamik des gesellschaftlichen Stoffwechsels ab.²⁴ Die Übergänge zwischen den Entwicklungsstadien waren jeweils von großen sozialen und technologischen Transformationen begleitet, die sich hinsichtlich der vorherrschenden Energiesysteme, des Prozesses der kulturellen Selbstorganisation und des mit der Ressourcennutzung verbundenen Landschaftsbilds charakterisieren lassen. Sie bedingen einander gegenseitig. »Die Geschichte der Energienutzung bildet eine untergründige Strukturgeschichte des Verhältnisses menschlicher Gesellschaften zu ihrer natürlichen Umwelt.«²⁵

Seit den letzten zehn bis fünfzehn Jahren lässt sich ein Mainstreaming des Konzepts zum Urbanen Metabolismus beobachten. Wissenschaftliche Analysen von Energie- und Stoffströmen sind zu einer Standardmethodik für die Untersuchung und Erklärung urbaner Ver- und Entsorgungsprozesse geworden. Es gibt zahlreiche Studien zu unterschiedlichen Stoffströmen (zum Beispiel Kupfer, Phosphor, Baumaterialien, Biomasse in Landnutzungsszenarien) auf zumeist verschiedenen Maßstabsebenen (Haushalt beziehungsweise Gebäude, Quartier, Infrastruktursektor, regionale oder nationale Systemgrenze). Weiterhin gibt es Über-

24 Vgl. Sieferle 1997, vgl. derselbe 2010

25 Derselbe 1997: 32

blicks- oder Metastudien, die entweder sektorale Themen wie zum Beispiel Phosphorströme²⁶ oder den Stoffwechsel verschiedener Städte oder Regionen miteinander vergleichend untersuchen.²⁷ Mit der *Industrial Ecology* hat sich ein neues interdisziplinäres Forschungsgebiet entwickelt. Das Konzept ist konstituierend für umfangreiche Forschungsprogramme. Darüber hinaus finden interdisziplinäre Konferenzen statt, wie die 2014 durchgeführte *International Architecture Biennale Rotterdam*.

Der direkte Einfluss von Ergebnissen aus Studien zum Urbanen Metabolismus auf konkrete stadt- oder regionalplanerische Entscheidungen ist weiterhin eher gering und zumeist sektoraler Natur (zum Beispiel in der Abfall- oder Abwasserwirtschaft). Städtebauliche Entscheidungen werden weiterhin vorrangig von infrastrukturellen, ökonomischen und anderen gesellschaftlichen Parametern (zum Beispiel Wohnungsbedarf oder Verkehrsplanung) bestimmt. Eine systemische Integration dieses Konzepts in kommunale Entscheidungsverfahren (zum Beispiel kommunales Stoffstrommanagement) würde einer integrierten Stadtentwicklungsplanung ein wichtiges Steuerungsinstrument zu einer nachhaltigen Entwicklung urbaner Systeme bieten.

Den urbanen Ressourcenhaushalt sichtbar machen:

Analyse, Bilanzierung und Visualisierung

Für die Analyse des urbanen Ressourcenhaushalts und dessen Umweltauswirkungen gibt es eine große Anzahl von Methoden. Im Folgenden können nur einige der wichtigs-

26 Vgl. Prytula u. a. 2015

27 Vgl. Kennedy u. a. 2007

ten kurz beschrieben werden.²⁸ Die *Material- oder Stoffflussanalyse* ist die wohl üblichste Methode zur Erfassung und Interpretation von Stoffwechselprozessen des regionalen Stoffhaushalts. Es handelt sich dabei um ein naturwissenschaftliches Verfahren, das es möglich macht, den Stoff- oder Energieumsatz für einen definierten Raum in einer bestimmten Zeitperiode (Systemgrenzen) zu quantifizieren.²⁹ Diese Methode erlaubt durch Input-Output-Analysen eine kohärente Erfassung verschiedener Stoffe wie Wasser, Nahrung, Baumaterialien und Energie über unterschiedliche Maßstabebenen und Systemgrenzen hinweg. Auf der Grundlage von Stoffflussanalysen können dynamische Modellierungen und Sensitivitätsanalysen durchgeführt werden. Mit Hilfe von Simulationen wird untersucht, wie sich der Stoffhaushalt hinsichtlich bestimmter Annahmen zukünftig entwickeln könnte. Diese Erkenntnisse sind eine hilfreiche Diskussionsgrundlage für politische, ökonomische und infrastrukturelle Entscheidungen. Um eine redundanzfreie Erfassung aller menschlichen Aktivitäten zu ermöglichen, unterscheiden Baccini und Hans-Peter Bader nach den Aktivitäten *Ernähren, Transportieren und Kommunizieren, Wohnen und Arbeiten* sowie *Reinigen*.³⁰

Die *Ökobilanzierung* oder das *Life Cycle Assessment (LCA)* bezeichnen eine standardisierte Methode, um die Umweltbelastung eines Produkts, eines Verfahrens oder einer Dienstleistung ganzheitlich, das heißt unter Berücksichtigung aller vor- und nachgelagerten Prozessschritte, zu erfassen, zu quantifizieren und im Zusammenhang einer gegebenen Fragestellung auszuwerten. Sie beruht

28 Vgl. Prytula 2011: 60–65, vgl. Frischknecht 2004

29 Vgl. Baccini und Bader 1996: 43

30 Vgl. a. a. O.: 49

auf einem Lebenszyklusansatz, wonach die Umweltauswirkungen eines Produktes von der Rohstoffentnahme bis zur Entsorgung untersucht werden (*Prozesskettenanalyse, cradle to grave*). Im Gegensatz zur Stoffflussanalyse werden bei der Datenerhebung zur Ökobilanz oft nicht die konkreten räumlichen Systemgrenzen berücksichtigt. Die Methode dient dem Vergleich von Umweltauswirkungen verschiedener Produkte, Produktgruppen, Systeme oder Verfahrensweisen, um die Umwelteigenschaften des untersuchten Gegenstands zu verbessern.

Der *ökologische Fußabdruck* ist von Mathis Wackernagel und William Rees in Anlehnung an das Konzept der ökologischen Tragfähigkeit (*carrying capacity*) entwickelt worden. Der ökologische Fußabdruck einer gegebenen Bevölkerung (oder ihrer Wirtschaft) wird als das Gebiet von biologisch produktivem Land und Wasser in verschiedenen Kategorien wie Ackerland, Weiden, Wälder definiert, das erforderlich wäre, um mit der heutigen Technologie für diese Bevölkerung erstens alle konsumierte Energie und alle materiellen Ressourcen bereitzustellen und zweitens alle Abfälle zu absorbieren.³¹ Bei dieser Methode werden alle verwendeten Energie- und Materialflüsse des untersuchten Systems (zum Beispiel Stadt, Region, Nationalstaat) ermittelt und in Wasser- und Landflächen umgerechnet, deren Bewirtschaftung für die Bereitstellung der Ressourcen erforderlich ist. Die Flächen werden sechs Flächennutzungskategorien zugeordnet:

1. Energieflächenäquivalenz zum Ausgleich für die Verwendung fossiler Energie,
2. Siedlungsfläche für Häuser, Verkehrs- und Produktionsflächen,

31 Vgl. Wackernagel und Rees 1997: 77

3. Ackerland für die Erzeugung pflanzlicher Nahrungs- und Futtermittel und technischer Rohstoffe,
4. Weideflächen für Nutztiere und deren Produkte,
5. Wald für Bauholz und Papierrohstoff,
6. Meeresfläche.

Der ökologische Fußabdruck dient vor allem der Visualisierung des menschlichen Naturverbrauchs. Im Vergleich zur Stoffflussanalyse sind nur relativ pauschale Untersuchungen der Wirkbeziehungen möglich. In Anlehnung an den ökologischen Fußabdruck wurde mit dem Konzept des *virtuellen Wassers* oder *water footprint*, eine Methode entwickelt, um die vor- und nachgelagerten Prozessketten der Wassernutzung bei der Herstellung oder Verwendung von Produkten darzustellen.³²

Weitere Methoden sind *Produktdeklarationen (EBD)*, *Eco-Audits*, *Social-LCA*, *Umweltverträglichkeitsprüfungen (UVP)* oder *Technikfolgenabschätzung (TA)*.³³ Diese wurden aus unterschiedlichen Fachdiskursen heraus entwickelt und haben für die jeweiligen Untersuchungsgegenstände unterschiedliche Relevanzen.

Erkenntnisse und aktuelle Entwicklungen: Externalisierung und Transformationsprozesse

Der Stoffwechsel industrialisierter Gesellschaften – und damit auch ihrer urbanen Systeme – ist sowohl im historischen wie auch im internationalen Vergleich durch ein enorm hohes Verbrauchsniveau geprägt. Im Vergleich zum basalen Stoffwechsel von Jäger- und Sammlergesellschaften beträgt der gesellschaftliche Stoffwechsel von Agrargesellschaften etwa das Fünffache, jener von Indus-

³² Vgl. Hoekstra 2003

³³ Vgl. hierzu ausführlicher Kaltschmitt und Schebek: 2015

triegesellschaften etwa das Zwanzigfache pro Einwohnerin beziehungsweise Einwohner und Jahr.³⁴ Energie- und Stoffstromanalysen haben gezeigt, dass der weitaus größte Teil des hohen Energie- und Materialbedarfs in Industrieländern der Befriedigung elementarer Grundbedürfnisse dient. Diese sind maßgeblich von der infrastrukturellen Grundausstattung bestimmt:

»Der hohe materielle Stoffwechsel industrialisierter Volkswirtschaften ist bei genauerem Hinsehen im Wesentlichen das Ergebnis der Bautintensität, der Ernährungsgewohnheiten und der Energieversorgung. Industrieländer scheinen eine starke Präferenz für äußerst materialintensive Versorgungssysteme zu haben. [...] Im Wesentlichen ist es die Art und Weise, wie wir unsere elementarsten Bedürfnisse – räumliche Geborgenheit, Schutz vor Witterung, Hunger und Durst – befriedigen, die unseren Umgang mit der Natur bestimmt. Die Naturabhängigkeit gesellschaftlicher Prozesse ist durch den Industrialisierungsprozess nicht geringer geworden. Deutlich verändert haben sich allerdings die Dimensionen der materiellen Austauschprozesse.«³⁵

Die Analysen zum ökologischen Fußabdruck urbaner Systeme – insbesondere von mega-urbanen Regionen wie Tokio-Yokohama, New York, Los Angeles, Mexiko-City oder London – zeigen, dass sie das 120- bis 200-fache der realen Stadtfläche für ihre Versorgung beanspruchen. »Städte nehmen weniger als zwei Prozent der Oberfläche der Erde ein, verbrauchen aber 75 Prozent ihrer Ressourcen.«³⁶

34 Vgl. Fischer-Kowalski, Haberl 1997: 25–35

35 Hüttler u. a. 1997: 72

36 Bundesministerium für Bildung und Forschung 2003: 10

Die Folgen der urbanen Lebensweise sind somit weit­räumig externalisiert. Der Soziologe Hartwig Berger spricht in diesem Zusammenhang von entgrenzten Städten, deren physische, ökonomische und politische Rückkopplungen mit der Region verloren gegangen sind.³⁷

Mit dem weiteren Wachstum der Weltbevölkerung und der zunehmenden Verstädterung wird eine nachhaltige Bewirtschaftung der erneuerbaren und nicht-erneuerbaren Ressourcen zu einer der großen globalen Herausforderungen. Dementsprechend findet das Konzept im Gutachten *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte* des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung *Globale Umweltveränderungen* auch Berücksichtigung.³⁸ Das Modell und die Untersuchungsmethoden des Urbanen Metabolismus bilden ein wissenschaftlich fundiertes Instrument, um die physiologische Entwicklung urbaner Systeme zu beschreiben und richtungssichere Annahmen für eine nachhaltige Entwicklung zu treffen.

Da die urbanen Infrastruktursysteme eine zentrale Rolle in den Austauschprozessen des Urbanen Metabolismus einnehmen, treten verstärkt sozialökologische Untersuchungen in den Vordergrund, die einen Fokus auf Fragen der Urban Governance und des Transformationsmanagements von Infrastruktursystemen legen.³⁹ Im Zusammenhang mit aktuellen Entwicklungen der digitalen Transformation – die einhergehen mit Schlagworten wie Big Data, Smart Cities oder der Citizen Science – eröffnen sich neue und weitreichende Möglichkeiten zur Erfassung und

37 Vgl. Berger 2003: 46

38 Vgl. Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung *Globale Umweltveränderungen* 2016: 71

39 Vgl. Libbe 2015: 25–49

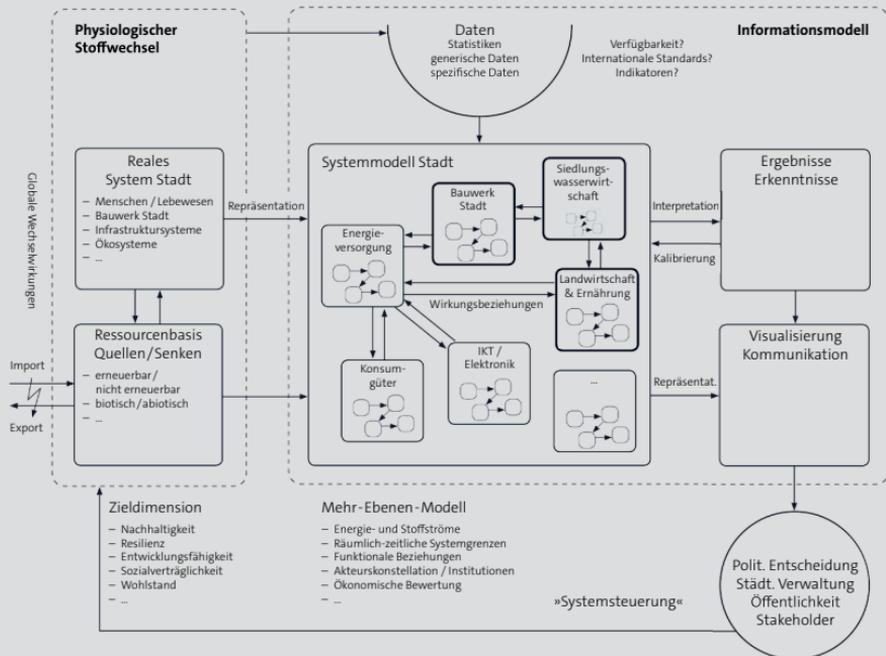


Abbildung 2 Um den physiologischen Stoffwechsel urbaner Systeme nachhaltig zu entwickeln, bedarf es Entscheidungen aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung. Sie benötigen visuell aufbereitete Informationen über die Energie- und Stoffströme, die in einem datengestützten Informationsmodell repräsentiert und in ihren Wirkzusammenhängen erfasst sind. Auf der Grundlage eines Systemmodells können zum Beispiel Szenarien über die Auswirkungen infrastruktureller Entscheidungen entwickelt werden, die zur Entscheidungsfindung beitragen.

Bewertung von Stoffwechsel- und Umweltinformationen (Abbildung 2, Seite 121). Der Urbane Metabolismus ist ein Modell, um auf komplexe städtische Herausforderungen zu reagieren. Er zeigt, dass es weiterhin eine dringende Aufgabe ist, an sektorenübergreifenden Konzepten zu arbeiten.

- Baccini, Peter und Paul H. Brunner (1991): *Metabolism of the Anthroposphere*. Berlin und Heidelberg.
- Baccini, Peter und Hans-Peter Bader (1996): *Regionaler Stoffhaushalt*. Erfassung, Bewertung und Steuerung. Heidelberg, Berlin und Oxford.
- Batty, Michael und Stephen Marshall (2009): *The Evolution of Cities: Geddes, Abercrombie and the New Physicalism*. In: *Town Planning Review*. Jahrgang 80, Heft 6, <http://www.complexcity.info/files/2011/06/batty-tpr-2009.pdf> (abgerufen am 10. Juli 2017), Seiten 551–574.
- Berger, Hartwig (2003): *Entgrenzte Städte. Zur politischen Ökologie des Urbanen*. Münster.
- Boyden, Stephen und Sheelagh Millar sowie Ken Newcombe u. a. (1981): *The Ecology of a City and its People: The Case of Hong Kong*. Canberra.
- Bringezu, Stefan (2004): *Erdlandung. Navigation zu den Ressourcen der Zukunft*. Stuttgart.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.) (2003): *Die urbane Wende: Forschung für die nachhaltige Entwicklung der Megastädte von morgen*. http://future-megacities.org/fileadmin/documents/Megacities_Langfassung.pdf (abgerufen am 10. Juli 2017). Berlin.
- Duvigneaud, Paul und Simone Denaeyer-De Smet (1977): *L' écosystème URBS: L' écosystème urbain bruxellois*. In: Paul Duvigneaud und Patrick Kestemont (Hg.): *Productivité biologique en Belgique*. SCOPE. Travaux de la Section belge du Programme Biologique International. Gembloux, Seiten 581–599.
- Ellenberg, Heinz (Hg.) (1973): *Ökosystemforschung. Ergebnisse von den Symposien der Deutschen Botanischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Angewandte Botanik in Innsbruck, Juli 1971*. Berlin, Heidelberg und New York.

- Fischer-Kowalski, Marina (2003): On the History of Industrial Metabolism. In: Dominique Bourg (Hg.): Perspectives on Industrial Ecology. Sheffield, Seiten 35–45.
- Fischer-Kowalski, Marina und Helmut Haberl sowie Walter Hüttler u. a. (1997): Gesellschaftlicher Stoffwechsel. Ein Versuch in sozialer Ökologie. Amsterdam.
- Frischknecht, Rolf (2004): Methoden der Umweltbewertung technischer Systeme. Ökobilanzen (Life cycle assessment, LCA). Vorlesung Teil 1, Sommersemester 2004, Studiengang Umweltnaturwissenschaften der ETH Zürich.
- Geddes, Patrick (1915): Cities in Evolution. An Introduction to the Town Planning Movement and to the Study of Civics. <https://ia800302.us.archive.org/12/items/citiesinevolutiooogedduoft/citiesinevolutiooogedduoft.pdf> (abgerufen am 10. Juli 2017). London.
- Hoekstra, Arjen Y. (Hg.) (2003): Virtual Water Trade: Proceedings of the International Expert Meeting on Virtual Water Trade, 12–13 December 2002. (Value of Water Research Report Series 12), www.waterfootprint.org/media/downloads/Report12.pdf (abgerufen am 10. Juli 2017). Delft.
- Hüttler, Walter und Harald Payer sowie Heinz Schandl (1997): Der Stoffwechsel industrieller Gesellschaften. Der Material-Stoffwechsel. In: Marina Fischer-Kowalski, Helmut Haberl und Walter Hüttler u. a.: Gesellschaftlicher Stoffwechsel. Ein Versuch in sozialer Ökologie. Amsterdam, Seiten 67–79.
- Kaltschmitt, Martin und Liselotte Schebek (Hg.) (2015): Umweltbewertung für Ingenieure. Methoden und Verfahren. Berlin und Heidelberg.
- Kennedy, Christopher und John Cuddihy sowie Joshua Engel-Yan (2007): The Changing Metabolism of Cities. In: Journal of Industrial Ecology. Jahrgang 11, Heft 2, Seiten 43–59.
- Libbe, Jens (2015): Transformation städtischer Infrastruktur. Dissertation. http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/17484/Diss_libbe_final_M%C3%A4rz2014_Verleihungsbeschluss.pdf, Leipzig (abgerufen am 10. Juli 2017).
- Marx, Karl (1968): Das Kapital. Band I. Kritik der politischen Ökonomie [1867]. Berlin (DDR).
- Meadows, Dennis u. a. (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart.

- Odum, Eugene P. (1991): Prinzipien der Ökologie. Lebensräume, Stoffkreisläufe, Wachstumsgrenzen. Heidelberg.
- Odum, Eugene P. (1999): Ökologie. Grundlagen, Standorte, Anwendung. Dritte Auflage. Stuttgart.
- Oswald, Franz und Peter Baccini (2003): Netzstadt. Einführung in das Stadtentwerfen. Basel.
- Prytula, Michael (2011): Ein integrales Energie- und Stoffstrommodell als Grundlage zur Bewertung einer nachhaltigen Entwicklung urbaner Systeme. Dissertation. <https://depositonce.tu-berlin.de/handle/11303/3425> (abgerufen am 10. Juli 2017). Berlin.
- Prytula, Michael (2013): Urbaner Metabolismus. Die urbanen Infrastruktursysteme Berlins. In: Claus Steffan (Hg.): Parameter des Entwerfens: Architektur und Nachhaltigkeit. Lehre und Forschung am Fachgebiet Gebäudetechnik und Entwerfen der Technischen Universität Berlin 2000–2012. <https://depositonce.tu-berlin.de/handle/11303/3985> (abgerufen am 10. Juli 2017). Berlin, Seiten 86–109.
- Prytula, Michael u. a. (2015): Ressourcenflussmodell München am Beispiel Phosphor. Schlussbericht zur Kurzstudie im Auftrag des Referats für Gesundheit und Umwelt der Landeshauptstadt München (RG-UW 13). Projektbearbeitung: Michael Prytula (Projektleitung), Christina Schade, Max Kleemann, Martin Michette, Gabriel Credico, Nina Gerlach. Potsdam.
- Schrödinger, Erwin (1989): Was ist Leben? Die lebende Zelle mit den Augen des Physikers betrachtet. München und Zürich.
- Sieferle, Rolf Peter (1997): Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt. München.
- Sieferle, Rolf Peter (2010): Lehren aus der Vergangenheit. Externe Expertise zum WBGU-Gutachten: »Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation«. www.wbgu.de/fileadmin/user_upload/wbgu.de/templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/jg2011/wbgu_jg2011_Expertise_Sieferle.pdf (abgerufen am 10. Juli 2017). Berlin.
- Wackernagel, Mathis und William Rees (1997): Unser ökologischer Fußabdruck. Wie der Mensch Einfluss auf die Umwelt nimmt. Basel.
- Wächter, Monika (2003): Die Stadt: umweltbelastendes System oder wertvoller Lebensraum? Zur Geschichte, Theorie und Praxis stadtökologischer Forschung in Deutschland. Dissertation. Berlin.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderung (2016): Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte. Zweite veränderte Auflage. www.wbgu.de/fileadmin/user_upload/wbgu.de/templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/hg2016/wbgu_hg2016.pdf (abgerufen am 10. Juli 2017). Berlin.

Wolman, Abel (1965): *The Metabolism of Cities*. New York, Seiten 178–193.

Zucchetto, James und Ann-Mari Jansson (1985): *Resources and Society. A Systems Ecology Study of the Island of Gotland, Sweden*. (*Ecological Studies* 56) New York.

Abbildung 1 Duvigneaud, Paul und Simone Denaeyer-De Smet (1977):

L' écosystème URBS: L' écosystème urbain bruxellois. In: Paul Duvigneaud und Patrick Kestemont (Hg.): *Productivité biologique en Belgique*. SCOPE. Travaux de la Section belge du Programme Biologique International. Gembloux, Seite 589.

Abbildung 2 Prytula, Michael (2015): Konzept für ein datengestütztes Informationsmodell für ein kommunales Stoffstrommanagement.

Drittes Kapitel

Gespräche

Alltagstauglichkeit

Gespräch mit Cordula Loidl-Reisch

Für Cordula Loidl-Reisch ist ein Freiraum qualitativ, wenn er komfortabel und bequem ist, individuell auf Menschen eingeht, effizient und suffizient geplant sowie bis ins Detail konsistent gestaltet ist. Sind diese Anforderungen an einen Freiraum erfüllt, spricht sie von einer *alltagstauglichen* Landschaftsarchitektur. Im Gespräch erklärt sie, was sie darunter versteht. Die Fragen stellten die Studierenden Martin auf der Lake, Svetlana Bitulya, Lukas Butzer, Pablo Dietzen, Charlotte Huhold, Dennis Prentke, Katarina Radosavljevic und Friederike Zillmer.

Studierende: »Was in Architekturmagazinen gelobt wird, ist aber nicht immer alltagstauglich«, so steht es in einem Kommentar in der Neuen Zürcher Zeitung. Können Sie dieser Aussage etwas abgewinnen?

Loidl-Reisch: Ja, und ich denke sofort an ein Seminar, das wir vor einigen Jahren zum Thema »Was ist bequem?« gemacht haben. Dort wurden im Verlauf eines Semesters von Studierenden Sitzobjekte in Berlin dokumentiert und bewertet. Dadurch konnten wir einige Faktoren der Bequemlichkeit herausarbeiten, die auch von der Form des Sitzobjekts abhängen. Diese Faktoren der Bequemlichkeit haben wir 2015 zusammenfassend aufgelistet und in der Zeitschrift *Garten und Landschaft* veröffentlicht. Der Artikel zeigt anhand von Grafiken, wie ein Sitzobjekt gestaltet werden muss, damit es bequem ist und man es gerne nutzt.

Was ist bequem?

Können Sie Faktoren der Bequemlichkeit nennen?

Faktoren der
Bequemlichkeit

Loidl-Reisch: Sitzflächen sollten abgerundete Kanten besitzen, die der Kniekehle angepasst sind. Heute werden immer noch Sitzobjekte aufgestellt, bei denen die Kanten eckig sind. Des Weiteren wird häufig nicht berücksichtigt, dass es möglich sein muss, die Füße nach hinten abzuwinkeln. Wenn es eine Rücken- und eine Armlehne gibt, was bei den häufig verwendeten Sitzblöcken nicht der Fall ist, ist der Aufenthalt bequemer und führt zu einer längeren Nutzung des Orts. Auch die Wahl des Materials hat Auswirkungen auf die Bequemlichkeit. Holz hat beispielsweise eine andere Wärmeleitfähigkeit als Beton. Hinzu kommt noch, dass es verschiedene Sitzhöhen gibt, auf denen Menschen sitzen möchten. Dies hängt in erster Linie von der Körpergröße und dem Alter des Menschen ab. Daraus ergeben sich unterschiedliche Sitzhöhen, die zwischen 30 und 60 Zentimetern liegen.

Individualität
des Menschen

In dem Zusammenhang sind mir die Begriffe Gender und Diversity wichtig, denn Menschen sind eben nicht gleich. Und ich denke, wir müssen hier endlich den Paradigmenwechsel vollziehen: weg von einer Planung mit dem Fokus auf Otto Normalverbraucher, also auf den statistischen Durchschnitt, hin zu einer Planung, welche die Individualität aller Menschen ernst nimmt. Die heutige Landschaftsarchitektur sollte solche funktionalen Aspekte stärker in den Blick nehmen, als sie es bisher getan hat.

Finden Sie wirklich, dass die Funktion in der Landschaftsarchitektur nachrangig betrachtet wird? Wir haben eher den gegenteiligen Eindruck.

Über Funktionen
genauer
nachdenken

Loidl-Reisch: Ja, aber ich richte meine Kritik nicht allein an Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten. Auch wenn in der Hochbauarchitektur Außenanlagen ge-



plant werden, wird häufig der Sitzblock verwendet. Er ist schlicht, elegant und lässt sich gut in einen Entwurf integrieren, was bei einem Sitzobjekt mit einer Arm- und einer Rückenlehne schwieriger ist. Davon abgesehen, hinterfragen wir seit mindestens 50 Jahren nicht mehr, was qualitativvolles Sitzen ist. Man findet solche Sitzblöcke besonders in Freianlagen der 1960er-Jahre, die mittlerweile unter Denkmalschutz stehen, wie etwa Alfred Reichs Außenanlage für die Münchner Rückversicherung (1963). Sie repräsentiert das, was man heute immer noch in Entwürfen sieht. In solchen Beispielen steht die Form zu stark im Vordergrund, und der Funktion wird zu wenig Bedeutung beigemessen. Alltagstauglichkeit von Freiräumen tritt erst dann ein, wenn auch über die Funktion genau nachgedacht wurde. Im besten Fall folgt die Form den funktionalen Ansprüchen, die wir an einen Freiraum stellen, der unseren Alltag bereichert.

Aber muss denn jede Sitzgelegenheit im Freiraum so bequem sein wie ein Wohnzimmeressel?

Mehrfunktionalität

Loidl-Reisch: Nein, natürlich nicht. Sicher ist es so, dass manche Sitzobjekte mit einer geringeren Fokussierung auf ihre Funktion mehr und verschiedene Nutzungsmöglichkeiten bieten. Unter Umständen eignet sich ein Sitzblock in Form eines Rechtecks hervorragend als Liegefläche. Vielleicht übernimmt er auch die Funktion eines markanten Treffpunkts. Demzufolge können auch Sitzblöcke für den Freiraum eine wichtige Funktion haben. Trotzdem ist der Sitzblock zum Sitzen unbequem. Alltagstaugliche Sitzobjekte im Freiraum müssen mehr erfüllen. Sie sollten – wie gesagt – auch so gestaltet sein, dass sie auf die unterschiedlichen Ansprüche von individuellen Menschen eingehen, zum Beispiel auf das genaue Alter oder die spezifische Körpergröße.

Deshalb bin ich der Meinung, dass man versuchen sollte, eine Varianz anzubieten. Das heißt, die Menschen vor die Wahl zu stellen, sich etwas auszusuchen. Das sollte insgesamt für Freiräume im städtischen Raum gelten, nicht nur für Sitzobjekte. Städtische Räume sollten unverwechselbar sein und zugleich unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten anbieten – Sitzen im Schatten, in der Sonne, in unterschiedlichen Höhen, vielleicht sollte man sogar über höhenverstellbare Sitzmöglichkeiten nachdenken. All das trägt zu einer höheren Alltagstauglichkeit von Freiräumen bei.

Individuelle
Freiräume,
Nutzungs-
möglichkeiten

Die Alltagstauglichkeit von Freiräumen wird seit den 1980er-Jahren insbesondere von der sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung hervorgehoben. Welche Rolle hat sie für Sie heute?

Loidl-Reisch: Es hängt von der Zielrichtung ab. Um es kurz zu machen: Wenn es um das Konstruktive geht, liefern wir selbst die Ideen für sinnvolle Nutzungsaspekte, dazu brauchen wir die Soziologie weniger. Im größeren Rahmen betrachtet, müsste ich noch weiter ausgreifen; das kann ich hier nicht machen. Insgesamt würde ich aber sagen, dass die sozialwissenschaftliche Freiraumplanung wichtige Argumente für den Entwurf liefert, auch Daten. Wobei ich denke, dass gerade Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten diejenigen sind, die in der Lage sind, die Nutzung des Freiraums auch gestalterisch und technisch zu bewältigen. Die sozialwissenschaftliche Freiraumplanung kann also besonders deshalb keine Hinweise für die konkrete Gestaltung von Freiräumen geben, weil sie nicht die Bandbreite an Gestaltungsmöglichkeiten von Objekten kennt und ihr ein Wissen fehlt, um das Konstruktive bis ins Detail hinsichtlich von Nutzungsaspekten zu reflektieren und zu gestalten. Wir müssen mit unserer Expertise aber

Sozialwissen-
schaftliche
Freiraumplanung

dann auch stärker die Brille der Nutzerinnen und Nutzer aufsetzen, darauf weist die sozialwissenschaftliche Freiraumplanung zu Recht seit Jahrzehnten hin. Wenn wir also die Nutzung von Freiräumen stärker im Blick haben, gestalten wir Freiräume, die alltagstauglich sind, das heißt, die wirklich die Bedürfnisse von Menschen befriedigen.

Sie sprechen davon, dass durch Landschaftsarchitektur Bedürfnisse befriedigt werden. Sollte man durch Landschaftsarchitektur nicht auch Bedürfnisse wecken, die Menschen bisher nicht hatten?

Bedürfnisse
wecken

Loidl-Reisch: Eine schöne Frage. Aber: Bedürfnisse wecken, da denke ich sofort an Werbung.

Nein, wir meinen nicht Werbung. Ein Beispiel: Im *Parc Central de Nou Barris* in Barcelona gibt es schräge Klinkerflächen, die Böschungen abfangen. Kinder versuchen andauernd, diese Klinkerflächen hinaufzulaufen. Dabei scheitern sie zumeist, das heißt, sie rutschen immer wieder herunter. Dabei versuchen sie zu viert, zu fünft den Böschungskopf zu erreichen. Auf dem Weg dorthin helfen sie sich gegenseitig, indem sie sich stützen oder hochziehen. Wenn man diesen Park besucht, weiß man aber nicht, ob diese Art der Nutzung überhaupt intendiert war. Entscheidend ist für unser Gespräch: Diese Klinkerfläche hat keine eindeutige Funktionszuweisung als Spielgerät. Vielmehr eröffnet die Klinkerfläche eine Möglichkeit des Spiels, an die man vor dem Besuch des Parks vermutlich nicht gedacht hat. Insofern wird erst durch Landschaftsarchitektur ein Bedürfnis geweckt, hier das Hochklettern und das Spielen an einer Böschung.

Kritik des
Spielplatzes

Loidl-Reisch: Von einer klaren Zuweisung als Spielgerät bin ich weit entfernt! Aber Sie sprechen ein Thema an, das



Abbildung 1 Bequeme Bänke: Beine anwickeln, Rücken anlehnen, Arme ablegen,
Chicago Riverwalk von Ross Barney Architects

mir wichtig ist; ich meine den Spielplatz. Ich sage immer, dass er eigentlich eine städtebauliche Sackgasse ist. Der Spielplatz wurde als Notkonstrukt erfunden, nachdem in der Straßenverkehrsordnung von 1937 das Spielen auf der Straße verboten wurde. Bis dahin wurde überall und vor allem aber auch im Straßenraum gespielt. Addiert man die Flächen innerstädtischer Straßen und lässt man die Stadterweiterungsgebiete, die seit 1937 entstanden sind, unberücksichtigt, ergibt das viele Quadratmeter Spielraum, die seitdem durch Spielplätze zu kompensieren versucht wird. Das muss natürlich scheitern. Auf diesen definierten Flächen, die in Relation zur Umgebung klein sind, und die nach bestimmten Gesichtspunkten und Normen gestaltet sind, reduzieren sich die Spielmöglichkeiten. Spielplätze ermöglichen eine Menge an Erfahrungen – Bewegungs-, Kommunikations-, Konstruktionsspiel, auch Konfliktbewältigung lässt sich auf Spielplätzen arrangieren – , doch um jene Kulturfähigkeit durch Spiel zu erlangen, braucht es mehr als den zugewiesenen Spielplatz. In der Differenz zwischen den realisierbaren, durch spezifische Rahmenbedingungen eingeschränkten Spielangeboten (Sicherheitsfragen, gering dimensionierte Flächen usw.) und dem viel umfassenderen Bedeutungsanspruch von Spiel liegt das nicht zu lösende fundamentale Problem von Spielplätzen.

Urban Playability

Ich vertrete die Position, dass wir viel mehr in Richtung einer generellen *Urban Playability* kommen müssen, also der Bespielbarkeit einer Stadt als Ganzes. Und dafür ist die von Ihnen oben genannte Klinkerböschung in Barcelona ein fantastisches Beispiel, auch wenn ich andere Sachen an diesem Park kritisieren würde. Aber der Höhenunterschied in diesem Park ist für das Kinderspiel bereichernd. Die Entwicklung des Kinderspiels geht jedoch aktuell in eine andere Richtung. Mittlerweile gibt es Wohnbauträger, die von

vornherein sagen, unsere Spielplätze dürfen keine Höhenunterschiede aufweisen. Das ist keine gute Entwicklung, und es geht keinesfalls in Richtung Beispielbarkeit der Stadt.

Also sollten Objekte eines Freiraums so gestaltet sein, dass sie nicht nur eine Funktion erfüllen?

Loidl-Reisch: Ja, in gewisser Weise schon, aber im Grunde ist es eine Herkulesaufgabe, alle Anforderungen unter einen Hut zu bringen: Objekte offen zu lassen und gleichzeitig Bequemlichkeit und Beispielbarkeit zu schaffen. Ich möchte aber noch einmal auf meine Kritik am Spielplatz zurückkommen, da dieser Freiraumtyp exemplarisch ist, wie wir das Spielen in der Landschaftsarchitektur behandeln: Ein Spielplatz ist ein Notkonstrukt, das einen winzigen, extrem abgetrennten Ausschnitt der Welt repräsentiert. Dort lassen sich viele Aspekte des Spiels und der spielerischen Auseinandersetzung mit der Welt und mit der Kultur der Umgebung eben nicht entwickeln. Außerdem hält sich auf einem Spielplatz nur eine eng begrenzte Gruppe von Nutzerinnen und Nutzern auf, im Wesentlichen neben den Kindern deren Eltern oder Großeltern. Angenommen, Sie kommen als männliche Einzelperson ohne Kinder auf einen solchen Spielplatz und schauen dem Treiben der Kinder zu, werden Sie das Misstrauen der Anwesenden hervorrufen, die sich fragen: »Was will der hier?«. Das Beispiel zeigt, wie eingengt der Kreis der Menschen ist, die einen Spielplatz nutzen. Dagegen ist es die Aufgabe des Spiels, dem Kind die Welt in ihrer Vielfalt zu erschließen, zu ermöglichen, verschiedene Dinge kennen zu lernen, unterschiedlichen Altersgruppen zu begegnen, unterschiedliche Herangehensweisen ans Leben zu erproben – das ist ein riesiger Strauß von Kulturtechniken, die jedes Kind im Lauf weniger Jahre erlernen muss. Eine bespielbare Stadt wäre gerade für Kinder bereichernd!

Entwerfen als
Herkulesaufgabe

Darüber hinaus möchte ich eine Kritik anschließen, die ich in Bezug auf Schulen habe, die oft auf kleinem Freiraum nur wenig anbieten können, obwohl sich Schülerinnen und Schüler heute immer länger auf dem Schulgelände aufhalten müssen. Die härteste Kritik an der Gestaltung von Schulgeländen verdanke ich einer Fernsehsendung vor nicht allzu langer Zeit: Eine Schar von Kindern war konfrontiert worden mit Computerspielen aus der Anfangszeit des digitalen Spiels. Eines der etwa neun oder zehn Jahre alten Kinder hat schließlich angewidert gemeint: »Dann kann ich gleich im Freien spielen!« Mein Fazit ist, dass da bei uns etwas schief gelaufen ist. Wenn der Freiraum für Kinder so langweilig ist, dass sie Computerspiele vorziehen, weil der Freiraum für sie keine Attraktion mehr darstellt, ist etwas nicht in Ordnung. Ein Schulhof muss für die Schülerinnen und Schüler anregend und komfortabel sein.

Sie sprechen davon, dass ein Freiraum »komfortabel« sein soll. Was verstehen Sie darunter?

Was ist Komfort?

Loidl-Reisch: Der Komfort macht sich zum Beispiel am Gehen durch einen Freiraum fest: Wie werde ich durch den Raum geleitet, ist er mit ausreichend Überraschungen versehen, die auch dem Auge etwas bieten? Es stellt sich auch die Frage, ob ich flüssig durch den Raum gehen kann. Zum Komfort gehört weiter, dass in bestimmten Abständen Sitzgelegenheiten angeboten werden. Auch ein dichter, grüner Rasenteppich, in dem die Füße versinken, ist herrlich. Wo man überlegt, die Schuhe auszuziehen und barfuß zu gehen, ist Komfort gegeben. Wo ich fürchten muss, dass tausend Glascherben darin liegen, zeigt sich, dass Komfort auch von Pflegeaspekten abhängt. Wobei Grasteppiche in Großstädten meist schwierig zu realisieren sind. Die Gründe dafür sind häufig das Klima, falscher Boden und eine zu starke Nutzung.

»Auf Spielplätzen, die in Relation zur Umgebung oft winzig sind, wird das Spiel in seinem enormen inhaltlichen Umfang sehr reduziert. Damit meine ich, dass Spielplätze zwar etwas leisten können, aber eines leisten sie überhaupt nicht: das, wofür Spiel überhaupt steht, und zwar Spielen als das Einspielen in die Kultur der Umgebung. Ich vertrete die Position, dass wir viel mehr in Richtung einer generellen *Urban Playability* kommen müssen, also der Bespielbarkeit einer Stadt als Ganzes.«

Ein weiterer Aspekt des Komforts ist die Berücksichtigung der Lage des Freiraums zur Sonne. Hier sind Westsonnenlagen von besonderer Bedeutung. Wie wichtig der Sonneneinfall für Freiräume ist, lässt sich an einem Spielplatz in der *Rummelsburger Bucht* an der Spree in Berlin beobachten. Dieser Spielplatz in einer Wohnhausanlage hat das Problem, dass die Baukörper zur Hauptspielzeit ab etwa 16 Uhr den Spielplatz beschatten. Da müsste die Stadtplanung insgesamt viel hellhöriger werden. Aus alltagstauglichen Gründen wären vor allem Freiräume mit ausgeprägten Westsonnen-Situationen von Baukörperbeschattungen freizuhalten, schwierig genug in einer sich verdichtenden Stadt. Schatten irgendwo hinzubringen, ist leicht möglich, verbauten Sonneneinfall rückgängig zu machen, dagegen nicht.

Lust auf Sonne

Wir haben den Eindruck, dass Sie bei der Beurteilung von Landschaftsarchitektur häufig beim einzelnen Objekt ansetzen und von dort aus eine Landschaftsarchitektur beurteilen. Betrachten Sie nicht das Objekt zu isoliert von dem umgebenden Freiraum?

Funktionen in
den Entwurf
amalgamieren

Loidl-Reisch: Nein, das würde ich nicht sagen. Die Kunst in der Landschaftsarchitektur besteht meines Erachtens darin, Funktionen, wie Komfort, nicht einfach nur additiv aufzusetzen, sondern sie gewissermaßen zu amalgamieren, sie in das Gestaltungskonzept zu integrieren, das am Anfang entwickelt wurde. Allerdings gibt es Gestaltungskonzepte, die sich eher dem Komfort verweigern. Wer beispielsweise vor allem mit dreieckigen Formen arbeitet, wird sich deutlich schwerer tun, als beim Arbeiten mit anderen Formen. Grundsätzlich muss ein Entwurf viele Anforderungen an den Freiraum zusammenbringen und zugleich gestalterisch überzeugen.

Keine
Standardisierung

Übrigens trete ich auch nicht für die Standardisierung von Objekten oder ganzen Freiräumen ein. Ich finde es schade, dass einige Städte nur noch ein paar Banktypen vorgeben. Damit entzieht man uns ein wichtiges gestalterisches Element und reduziert den Wiedererkennungseffekt eines Orts, denn natürlich macht es einen Unterschied, ob ich die Bank aus dem Katalog, die auch im benachbarten Ort steht, verwenden muss oder selbst etwas Individuelles entwickeln kann. Wenn das gewährleistet ist, lassen sich Freiräume entwickeln, die vom Konzept bis zum gebauten Objekt überzeugen und ortsspezifisch sind. Im anderen Fall findet von kommunaler Seite eine Begrenzung der durchgängigen Formentwicklung statt; das führt meines Erachtens nicht zu alltagstauglichen Freiräumen. In Berlin ist diese Praxis, nur unter wenigen Bänken auszuwählen, glücklicherweise noch nicht angekommen. Mit standardi-

sierten Freiraummöbeln kann man meist auch nur schwer auf die Individualität von Menschen eingehen.

Mit »Individualität von Menschen« meinen Sie vermutlich auch geschlechterspezifische Anforderungen. Können Sie anhand einer realisierten Landschaftsarchitektur erklären, wie auf geschlechterspezifische Anforderungen aus Ihrer Sicht ausgezeichnet eingegangen wurde?

Loidl-Reisch: »Geschlechterspezifisch« ist kein guter Begriff. Ich finde den Begriff »gendergerecht« besser. Beim Wort »Geschlecht« wird im Deutschen zu schnell nur an die Kategorien »Mann« oder »Frau« gedacht. »Gender« meint aber das soziale Geschlecht. Es geht um bestimmte Rollen eines Menschen, die sich im Verlauf des Lebens ändern können. Wer beispielsweise bei einem Skiunfall das Bein gebrochen hat, ist für ein paar Wochen auf Gehhilfen angewiesen: Das ist eine ganz andere, eine körperlich eingeschränkte Rolle, die man einnimmt, bis man wieder gesund ist. Auch deswegen ist Gender der treffendere Begriff.

Gender als Haltung

Der Park, bei dem auf alle Belange sehr gut eingegangen wurde, fällt mir ad hoc nicht ein. Gibt es ihn nicht? Selbst ein Beispiel, bei dem nur ein Aspekt, beispielsweise das Wegesystem, perfekt gelöst ist, kann ich leider nicht nennen. Vielleicht werde ich zukünftig den *Park Mitte Altona* in Hamburg von *Rotzler Krebs Partner Landschaftsarchitekten* erwähnen, der befindet sich aber noch in der Planung. Ach ja, gut gelungen ist hinsichtlich des Wegesystems der *Maselakepark* am Spandauer See in Berlin von *Relais Landschaftsarchitekten*.

Gender als Entwurf

Die gendergerechte Gestaltung schließt auch die Barrierefreiheit von Freiräumen ein. Hier muss besonders die Umgebung eines Freiraums berücksichtigt werden. Große Höhenunterschiede sind beispielsweise im flachen Nord-

Rampen als Gustostückerl im Entwurf

deutschland selten zu überbrücken. Es fällt etwas leichter, eine für alle gerechte Erschließung zu schaffen. An vielen Orten gibt es jedoch den Bedarf, größere Höhenunterschiede zu überwinden, weshalb es Beispiele von interessanten Rampen gibt, die in der Zwischenzeit gebaut wurden, die barrierefrei sind und schön aussehen. Am Anfang waren viele Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten geradezu erschüttert, dass auf einmal Rampen gebaut werden mussten, um Barrierefreiheit herzustellen. In der Zwischenzeit hat man festgestellt, dass gerade Rampen Gustostückerln im Entwurf sein können, da man die Gehbewegung im Freiraum durch Rampen inszenieren kann.

Redet man über Barrierefreiheit, wird häufig auf das Konzept des »Universal Design« hingewiesen. Welche Potenziale und Gefahren sehen Sie in diesem Konzept für die Landschaftsarchitektur?

Universal Design

Loidl-Reisch: Ausgehend von Ronald Maces Prinzipien des *Universal Design* könnte ein Problem der »gleichberechtigten und flexiblen Nutzung« bei einer Situation mit starkem Relief auf sehr kleinem Raum entstehen. Versucht man dann mit allen Mitteln, eine Sechs-Prozent-Rampe samt der nötigen Podeste in einen solchen Ort zu zwängen, leidet die Gesamtgestaltung. Das Prinzip der »intuitiven Nutzung« könnte zum Problem werden, wenn die Gestaltung durch diesen Anspruch zu banal wird. Ein Potenzial liegt meiner Meinung nach in den Prinzipien der »erkennbaren und wahrnehmbaren Information«. Ein gut informierender Freiraum ist ein Gewinn. Wenn zum Beispiel unser Campus hier in Berlin diese Anforderung erfüllen würde, dann wäre er viel alltagstauglicher als bisher. Hier könnte man mit verschiedenen Materialien und Farben arbeiten, um einen informierenden Freiraum zu realisieren: eine



Abbildung 2 Wege, Treppen und Rampen werden zu einem barrierefreien Freiraum verbunden, *Museum of Art, Architecture and Technology* in Lissabon von AL_A

große Aufgabe mit Gestaltungspotenzial. Das Prinzip des »geringen körperlichen Aufwandes« steht unter Umständen im Gegensatz zu dem Wunsch nach Möglichkeiten sich auszutoben, was zum Problem werden könnte, wenn für beides nicht genügend Platz zur Verfügung steht.

Ergänzen des
Universal Design
durch *Playability*

Im Übrigen ergänze ich die sieben Prinzipien des *Universal Design* noch durch ein achttes, die bereits angesprochene *Urban Playability*, also die Beispielbarkeit besonders des gesamten städtischen Raums. Ich verstehe dieses achte Prinzip als Aufforderung, bei jeder Gestaltung zu überlegen, ob und wie ein Freiraum bespielt werden kann. Ein Freiraum, der das zu leisten vermag, wird von den Nutzerinnen und Nutzern viel besser akzeptiert, das heißt auch: weniger zerstört.

Sie sprechen Zerstörung an. Kann man Zerstörung durch den Entwurf verhindern?

Mimikry-
Strategie

Loidl-Reisch: Wenn ich ein knallweißes Element hinsetze, dann weiß ich, wie das übermorgen aussieht. Das heißt, ich kann provozieren, vielleicht will ich sogar etwas anbieten, bei dem ich damit rechnen kann, dass dieses Objekt verändert wird. Ich kann aber auch Mimikry machen, das heißt, mich zum Beispiel der Mittel von Graffiti bedienen. In einer U-Bahn-Station in Wien gibt es ein riesiges Bild, das von weitem wie ein Graffiti wirkt, aber 1989 vom Künstler Oswald Oberhuber gestaltet wurde. Ich habe noch nie gesehen, dass da irgendein weiteres Graffiti drauf gekommen wäre. Dass es auch möglich ist, Graffiti zum Gestaltungsvorbild zu nehmen, hat Enric Miralles im *Parque Público y Ludoteca en Mollet* in Barcelona bewiesen.

Dummheit
kann man nicht
ausschließen

Unangenehm ist aber Fehlnutzung. Wenn etwa ein heißer Grill direkt auf die Holzbank gestellt wird und sich dabei Löcher ins Holz brennen, wie es etwa im *Park am Gleisdreieck* von *Atelier Loidl* hier in Berlin geschehen ist. So



Abbildung 3 Stadt bespielen, nicht nur auf Spielplätzen: *Playability*, Promenade in Tychy von RS+

etwas ist schlicht Dummheit der Nutzenden. Denn sogar Grillen wäre möglich, würde man etwas Hitzebeständiges unter den heißen Grill legen. Schade, wenn diese attraktiven und zugleich bequemen Bänke, die auch multifunktional sind, zerstört werden.

Muss ein Entwurf nicht auch solche Fehlnutzung, wie Sie es nennen, antizipieren?

Dekonformes
Verhalten
im Freiraum

Loidl-Reisch: Ja und nein. Aber es gibt sogar geplante Grillplätze, ein Beispiel hierfür ist die Donauinsel in Wien. Dort gibt es alle paar hundert Meter einen Grillplatz. Man kann sie mieten, und man kann sich sogar Feuerholz liefern lassen. Außerhalb dieser Grillplätze darf aber nicht gegrillt werden. Allerdings herrscht in Wien eine andere Mentalität, zum Beispiel liegt auch wenig Müll herum. Offensichtlich ist es so, dass in Wien althergebrachte Konventionen stärker gepflegt und akzeptiert werden, als es beispielsweise in Berlin der Fall ist. Im Zusammenhang mit Vandalismus wird manchmal der Begriff »nonkonformes Verhalten« gebraucht, aber so würde ich diese besonders drastischen Formen von Vandalismus nicht nennen. Stattdessen sollte man eher von »dekonformem Verhalten« reden. Das nonkonforme Verhalten hatte in den 1960er- und 1970er-Jahren eine hohe Wertigkeit und ist heute immer noch positiv konnotiert.

Fehlnutzung
antizipieren

Aber grundsätzlich ist es schon so, dass wir auch Fehlnutzung antizipieren müssen. Die Antizipation von Fehlnutzung ist also auch eine Aufgabe von Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten, die nachhaltige Freiräume planen möchten.

Da der Begriff »Nachhaltigkeit« inflationär verwendet wird, stellt sich die Frage: Was verstehen Sie darunter?

Loidl-Reisch: Es gibt diese drei Säulen, die Sie alle kennen: Ökonomie, Ökologie und Soziokulturelles. Dazu kommen noch die Querschnittsthemen der technischen Qualität, der Standort- und Prozessqualität. Letztere beschreibt die Qualität der Planungsphasen – beispielsweise, ob und wie Betroffene einbezogen wurden. Die Aspekte der Nachhaltigkeit kann man aber sehr viel präziser an den drei Kriterien Effizienz, Suffizienz und Konsistenz festmachen.

Nachhaltigkeit
differenzieren

Effizienz bedeutet: Wie ressourcenschonend habe ich geplant, oder wie viel Material wurde verschleudert? Suffizienz meint die Frage, ob genügt, was da entworfen wurde, ob es zu wenig ist oder zu viel. Dabei gibt es vielleicht noch ein angenehmes »Mehr als genug«, und es gibt ein unangenehmes »Mehr als genug«. Dazu fällt mir immer die *Grüne Fuge* am Killesberg in Stuttgart von Rainer Schmidt ein. Sensationell, wie viel Material einem dort ins Auge sticht. Ohne das Projekt in der Realität gesehen zu haben, frage ich mich, ob es suffizient ist oder eigentlich eine Materialschlacht darstellt. Das Thema Suffizienz ist in der Landschaftsarchitektur noch völlig unbeleuchtet, es gibt aus unserer Disziplin meines Wissens keine Arbeiten dazu. Es wäre eine spannende Forschungs- oder Abschlussarbeit, sich einmal mit dem schwierigen Thema »Wo ist es offensichtlich weniger als genug, was stimmt, und wo ist es zu viel?« anhand von Beispielprojekten zu befassen.

Effizienz,
Suffizienz

Der dritte Aspekt ist die Konsistenz, die Haltbarkeit, also die Lebensdauer eines Objekts. Am einzelnen Objekt bedeutet das: Wie lange hält es, aus welchem Material besteht es? Bei Holz wissen wir mittlerweile, dass die Lebensdauer zwischen acht und fünfzehn Jahren beträgt, dann muss das Objekt abgerissen und wiedergebaut werden.

Konsistenz

Das ist fürs erste eine unangenehme Meldung, fürs zweite sollten wir uns nicht erschüttern lassen, sondern über neue Finanzierungsmodelle nachdenken. Auch das könnte ein interessantes Thema für eine Forschungs- oder Abschlussarbeit sein, sich zu überlegen, wie ich es schaffe, dass beim zweiten Umbau das Holz nicht gegen einen Holz-Verbund-Werkstoff ersetzt wird, sondern das Objekt nochmals in Holz errichtet wird.

Stil: Traum
oder Albtraum?

Abgesehen vom Material hängt die Lebensdauer aber auch am Stil. Diesen kann man allerdings schlecht steuern, denn jede Generation hat ihren eigenen Zugang zum Stil beziehungsweise zu stilistischen Elementen. Der Traum der einen Generation ist der Albtraum der nächsten. Und vielleicht wird er zum Traum der übernächsten Generation. Objekte der 1950er- und 1960er-Jahre mag man heute gerne wieder anschauen. Es gab eine Zeit, da waren sie extrem verpönt. Anlagen, die die Phase der Ablehnung überdauern, haben auch die Chance, Eingang in die Denkmalpflege zu finden. Ob das eintrifft, hängt natürlich an der grundsätzlichen Qualität der Anlage, das heißt: Zeigen sich gute Gestaltungsproportionen? Und vielleicht auch: Hat sie alltagstauglich gut funktioniert? Oder ist da beispielsweise ganz viel vandalisiert worden, und es besteht Umbaubedarf?

Zählt für Sie zur nachhaltigen Planung auch, dass die Folgekosten oder die Pflege bereits im Entwurf berücksichtigt werden?

Pflegebedarf
schon im
Planungsprozess
berücksichtigen

Loidl-Reisch: Ja, da gibt es mittlerweile auch Programme, die es einem ermöglichen, vorab den Pflegeaufwand durchzuspielen. Ich selbst war an der Entwicklung des Bewertungssystems für nachhaltiges Bauen für Außenanlagen beteiligt. Dieses System gilt allerdings nur für Bundeslie-

genschaften, also für jedes Bundesbauwerk und dessen Außenanlagen, zum Beispiel Bundesministerien, Botschaften, Bundesanstalten. Bei diesen Innen- und Außenräumen ist man heute schon verpflichtet, das *Bewertungssystem Nachhaltiges Bauen* anzuwenden und den sogenannten »Silberstatus« zu erreichen. Auf Länderebene wird das System bisher noch nicht angewendet, wofür es unterschiedliche Gründe gibt, auf die ich hier nicht eingehen kann.

Gibt es wirklich Kriterien für Nachhaltigkeit in der Landschaftsarchitektur?

Loidl-Reisch: Ja, wir haben in unserem Bewertungssystem auch Kriterien eingebunden, welche die entwurfliche Qualität einer Anlage berücksichtigen. Konkret heißt das, wenn ein Wettbewerb mit einer Jury stattgefunden hat, darf man davon ausgehen, dass es vom Gestalterischen her stimmiger ist als ohne Wettbewerbsdurchführung. Da muss man sich in einem Bewertungssystem auch zurückziehen – es geht ja nicht darum, eine zweite Jury zu bilden. Dass damit nichts Absolutes, sondern Tendenzen wiedergegeben werden, ist übrigens auch ein grundlegendes und nachvollziehbares Faktum bei diversen Kriterien im Bewertungssystem.

Kann man Nachhaltigkeit messen?

Wie vermitteln Sie Themen der Nachhaltigkeit an die landschaftsarchitektonische Praxis?

Loidl-Reisch: Zuerst ist Nachhaltigkeit ja ein Prinzip, zu dem man sich ganz offiziell bekannt und verpflichtet hat, und das festgeschrieben ist über Gesetze. Dann sind gelungene Beispiele hilfreich, da sie sich sinnlicher mitteilen als Text. Wissen über nachhaltiges Bauen und Alltagstauglichkeit gebe ich natürlich auch in der Lehre weiter. Darüber hinaus gibt es die Möglichkeit, Kenntnisse über Medien, das heißt besonders in Fachpublikationen, zu verbreiten.

Nachhaltigkeit vermitteln

Das kann schon ein guter Weg sein, wenn man zum Beispiel Kolleginnen und Kollegen daran erinnert: »Leute, seit 50 Jahren macht ihr ein und dasselbe und habt eigentlich nie nachgedacht, ob das, was entworfen wird, auch wirklich bequem ist.«

Abbildung 1 Christian Phillips

Abbildung 2 Fernando Guerra und Sérgio Guerra

Abbildung 3 Tomasz Zakrzewski

Atmosphäre

Gespräch mit Jürgen Weidinger

Was ist gute Landschaftsarchitektur? Jürgen Weidinger beantwortet diese Frage in der Auseinandersetzung mit dem Thema *Atmosphäre* und mit der Rolle, die das Entwerfen dabei spielt. Im Gespräch erzählt er, wie er zu diesem Thema gekommen ist, und wie seine Arbeit an der Universität durch seine Landschaftsarchitekturprojekte beeinflusst wird. Die Fragen stellten die Studierenden Tobias Glahn, Yuhao Liu und Yan Tanevski.

Studierende: Wie sind Sie zum Thema Atmosphäre gekommen, und was interessiert Sie daran?

Weidinger: Um diese beiden Fragen zu beantworten, muss ich ausholen. Vor dem Studium bewegte ich mich in Subkulturen, die durch Mode, Sport, Tanz und die alternative Aufmachung von Orten geprägt waren. Diese Subkulturen agierten gegen die Themen und symbolischen Formen der 68er-Generation, die zu dieser Zeit in Form der Öko- und Friedensbewegung weiterlebte. Ebenso stellten sich diese Subkulturen gegen die liberalistische Gesellschaftswende der Ära Helmut Kohls. Mitte der 1980er-Jahre begann ich mit dem Studium der Landschaftsplanung, wie der heutige Studiengang Landschaftsarchitektur damals hieß. Auch wenn ich das seinerzeit nicht so deutlich hätte sagen können, hatte ich während des Studiums den Eindruck, dass diejenigen, die zu dieser Zeit über Landschaftsarchitektur sprachen, nur selten das behandelten, was mich an gestal-

Biografie und
Interessen

teten Räumen interessierte. Landschaftsarchitektur wurde entweder historisch-typologisch, funktional oder ökologisch begründet. Aus meiner Sicht bestand im Diskurs der Landschaftsarchitektur aber ein Defizit in der Beschreibung gestalteter Räume. Dieses Defizit interessierte mich und gab meiner Beschäftigung mit der Landschaftsarchitektur eine Richtung. Mit der Zeit entwickelte sich das anfangs geschilderte Interesse an dem Thema des Erlebens von Räumen weiter in Richtung Architektur und Kunst, und es lag nahe, Landschaftsarchitektur mit diesem Fokus zu untersuchen, zuerst im Rahmen meiner Entwurfstätigkeit als junger Landschaftsarchitekt, dann in gerichteter Form im Rahmen des Unterrichtens als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität.

Eindrückliche
Erlebnisse oder
die Frage nach
der Qualität

Im Rückblick scheint es, auch wenn selbstbiografische Deutungen subjektiv sind, dass die beschriebenen Interessen und Erfahrungen wichtige Auslöser für die Beschäftigung mit dem Erleben von Räumen waren. Durch die Auseinandersetzung mit der Auftraggeberschaft und die ersten Erfahrungen als Teilnehmer an Preisgerichten wurde mir deutlich, dass bei der Beurteilung qualitativer Phänomene häufig dilettiert wurde. Diese Erfahrung unterstützte meine Entscheidung, mich systematisch mit dem Thema qualitativer Phänomene auseinanderzusetzen, nicht nur normativ, also als Beschreibung persönlicher Entwurfsauffassungen und -ziele. Der Unterschied zwischen diesen Ansätzen ist, dass der normative Ansatz behauptet und der systematische argumentiert. Deshalb habe ich begonnen, mich in grundsätzlicher und systematischer Weise mit Entwurfsideen, der Wirkung gestalteter Räume und besonders mit dem Verhältnis von Raum und Bewegung zu beschäftigen. Beim Thema der Atmosphäre kommen alle diese Themen zusammen. Die Auseinandersetzung mit



Atmosphären begann also mit persönlichen Motivationen, die ich bis heute versuche, auf eine Ebene zu heben, die es erlaubt, sich über das Thema auszutauschen.

Gab es zur Zeit Ihres Studiums denn keine Diskurse zum Thema Atmosphäre?

Lücken
im Diskurs

Weidinger: Ich habe jedenfalls solche Diskurse nicht wahrgenommen. Dominierend waren Debatten über Naturschutz, Ausgleichsmaßnahmen für Eingriffe in die Natur, die behutsame Stadterneuerung oder Freiraumplanung auf sozialwissenschaftlicher Basis. Ich erinnere mich auch an Diskussionen, bei denen es an erster Stelle darum ging zu klären, ob Entwerfen und Gestalten überhaupt sinnvoll oder ethisch integer ist, und ob man in der Landschaftsarchitektur nicht stattdessen politische Arbeit leisten müsse. Diese Ansätze wurden vom wissenschaftlichen Personal ernsthaft und engagiert betrieben, doch schaffte man nicht, daraus neue räumliche Lösungen abzuleiten. Diese dominierenden Themen der damaligen Debatten haben mich nicht angesprochen, weil sie nicht überzeugend erklären konnten, was Raumerlebnisse im Allgemeinen und im Besonderen in der Landschaftsarchitektur ausmachen.

Externe Einflüsse

Außerhalb des landschaftsarchitektonischen Diskurses versorgte uns zum Beispiel die Zeitschrift *Spex* mit ästhetischen Diskursen der Independent-Kultur, die anregend waren, jedoch keinen Bezug zur Landschaftsarchitektur hatten. Auch fand die damalige Architekturtheorie kaum Eingang in die Landschaftsarchitekturdebatte in Deutschland, obwohl zum Beispiel in den 1980er-Jahren die *Analoge Architektur*, die sich mit der Steigerung des Gewöhnlichen beschäftigte, fruchtbare Impulse hätte geben können. Derartige Positionen wurden in der Landschaftsarchitektur erst dann diskutiert, als die holländische Landschaftsarchi-

tektur derartige Projekte entwarf und publizierte. Auf der Suche nach anregenden Denkansätzen habe ich im Verlauf meines Studiums zweimal die Universität gewechselt, von Wien nach Berlin und dann nach Paris beziehungsweise nach Versailles. Zusätzlich habe ich Vorlesungen anderer Studiengänge besucht und bin so, über Architekturtheorie und Kunstgeschichte, der Hermeneutik und der Semiotik begegnet, die Erklärungen über Wirkungen von Räumen als Bedeutungen anboten. Das war faszinierend, und so entstand ein Einstieg in das Thema Atmosphäre, auch wenn ich den Begriff damals nicht verwendet habe.

Was verstehen Sie unter Atmosphären im Kontext der Landschaftsarchitektur?

Weidinger: Atmosphären sind die Wirkungen der Räume, die wir entwerfen, in denen wir uns bewegen und aufhalten. Es gibt unterschiedliche Erklärungsansätze in der deutschsprachigen Geisteswissenschaft, die Begriffe wie *Einführung*, *Umwölkung*, *Stimmung* und *Atmosphäre* entwickelt hat, um räumliche Wirkungen zu beschreiben. Bei meinen Recherchen ist mir aber auch die kritische Beurteilung von Atmosphären begegnet. So argumentierten einige Vertreterinnen und Vertreter der Umweltpsychologie, dass Atmosphären nicht zu definieren seien, da man sie nicht messen könne, deshalb könne man nicht mit ihnen arbeiten.

Ich setzte hingegen beim gestalttheoretischen Ansatz an, der davon ausgeht, dass wir Informationen der Umwelt in Form von Gestaltphänomenen vereinfacht wahrnehmen. In der Regel nehmen wir diese Phänomene mit unserem ganzen Körper, mit allen Sinnen vorbewusst und schnell wahr. Aus evolutionsbiologischer Sicht hat das mit dem Erkennen von Gefahren und Potenzialen zu tun und mit der Möglichkeit, unmittelbar und schnell darauf reagieren

Was sind
Atmosphären?

Gestalttheorie
und Atmosphäre

zu können. Aus meiner Sicht ist der Begriff der Gestalt nicht ausreichend, um die Wahrnehmung von Freiräumen und Freiraumfolgen zu beschreiben. Deshalb habe ich versucht, den gestalttheoretischen Ansatz weiterzudenken. Im Raum und in besonderer Weise in der Landschaftsarchitektur nehmen wir räumliche Situationen als eine uns einnehmende Wirkung wahr. Diese Beobachtung deckt sich mit Theorien zu Atmosphären. Deshalb bezeichne ich das mit allen Sinnen vorbewusste und schnelle Wahrnehmen von räumlichen Situationen als das Erleben von Atmosphären.

Unumgehbarkeit
von Atmosphären

Wenn die räumliche Wahrnehmung des Menschen in dieser Weise disponiert ist, dann ist der Einfluss der Atmosphären unausweichlich. Deshalb ist es meines Erachtens nicht nur sinnvoll, sondern auch geboten, sich beim Entwerfen mit Atmosphären auseinanderzusetzen. Ich kann nachvollziehen, dass es für Bürgerinnen und Bürger, Politikerinnen und Politiker und für manche der an der Landschaftsarchitektur beteiligten Wissenschaften nicht einfach ist, die Zusammenhänge bei der Wahrnehmung atmosphärischer Wirkungen zu verstehen. Einsteigerinnen und Einsteiger in die Disziplin der Landschaftsarchitektur neigen daher dazu, sich zuerst mit sektoralen, das heißt mit einzelnen, quantitativ bewertbaren Aspekten der Landschaftsarchitektur zu beschäftigen: Pflanzen wachsen oder sie wachsen nicht, Wasser läuft ab oder es läuft nicht ab, ein Bodenbelag ist rutschig oder er ist es nicht. Die Beschäftigung mit sektoralen Aspekten reicht aber nicht aus, um Landschaftsarchitektur in ihrer Ganzheit zu erfassen.

» Ich verstehe den Menschen als Potenzialwesen und nicht nur als Mängelwesen. Die Stadt interpretiere ich als Kulturambiente mit emanzipatorischem Potenzial. Menschen sollten Freiräume angeboten bekommen, die durch vielfältige und auch überraschende Phänomene beeinflusst sind, die bisher durch Landschaftsarchitektur noch nicht thematisiert wurden. Das ist ein Beitrag zur Weiterentwicklung des Städtischen. «

Dass Atmosphären unser Erleben prägen, ist heute unumstritten. Uneinigkeit herrscht besonders bei zwei Fragen: Kann man Atmosphären tatsächlich entwerfen? Sind sie intersubjektiv?

Weidinger: Damit sprechen Sie zwei Fragen an, die tief in die geisteswissenschaftliche Diskussion hineinreichen. Fangen wir konkret an: Haben Sie schon einmal in der *Berliner Philharmonie* mit zweitausend anderen Menschen gemeinsam Musik erlebt? Oder waren Sie schon einmal mit Ihrer Familie an einem Sommertag am Strand oder in den Bergen wandern? Sind Sie schon einmal nachts durch die Altstadt von Neapel geirrt oder im Herbst durch den *Großen Tiergarten* in Berlin spaziert? Nun, was wären diese Raumerlebnisse ohne die Spezifik des Raums? Und sind diese Raumerlebnisse durch verschiedene Menschen ähnlich erlebbar? Können sie sich zu den Raumerlebnissen un-

Erleben wir
ähnlich?

tereinander austauschen? Aus meiner Sicht ist das möglich. Die Denkschulen der Wahrnehmungsphilosophie vertreten verschiedene Auffassungen dazu. Ich habe mich auf dem Hintergrund der Landschaftsarchitektur mit verschiedenen Konzepten der Wahrnehmungsphilosophie beschäftigt, dabei hat mich das Konzept der Atmosphäre am meisten überzeugt. Darüber hinaus gibt es hier Übereinstimmungen mit meiner Entwurfs- und Alltagserfahrung. Da der Begriff Atmosphäre auch in der Umgangssprache vorhanden ist, erhoffe ich mir, dass man damit eine Diskussion über qualitative Phänomene in Gang setzen kann. Andere interessante Begriffe, die das Phänomen aktuell in ähnlicher Weise beschreiben, sind zum Beispiel *Präsenz* oder *Immersion*.

Auch Unternehmen arbeiten mit Atmosphären, um Menschen für den Kauf von Waren zu motivieren. Wird auch Landschaftsarchitektur zur Ware, wenn man sich mit der Atmosphäre von Freiräumen beschäftigt?

Ethische
Ausrichtung

Weidinger: Man muss selbst entscheiden, ob man mit Atmosphären kritisch, affirmativ oder kommerziell umgeht. Der Einsatz von Atmosphären kann durch Unternehmen oder die Politik missbraucht werden, um kommerzielle oder machtpolitische Ziele zu erreichen. Dafür gibt es zahlreiche aktuelle und historische Beispiele. Die meisten Entwerferinnen und Entwerfer, deren Arbeit ich schätze, verfolgen diese Ziele nicht und verstehen Atmosphären als Beitrag für ortsbezogene und kulturelle Vielfalt. Deshalb sehe ich aktuell keine Gefahr, dass Landschaftsarchitektur in Deutschland zur Ware wird. In Gesellschaften mit liberalistischer Ausrichtung, wie beispielsweise in den USA, oder in autokratischen Ländern, wie China oder Russland, sieht das allerdings anders aus. Hier werden auch mit Hilfe der Landschaftsarchitektur kommerzielle oder machtpolitische

Ziele verfolgt, und man könnte durchaus von Landschaftsarchitektur als Ware sprechen. Im Rahmen meiner eigenen Entwurfstätigkeit möchte ich die kritische Grundhaltung im Umgang mit Atmosphären beibehalten. Diese Haltung lässt sich unter den gegenwärtig günstigen Rahmenbedingungen für Landschaftsarchitektur in Deutschland und Westeuropa leicht vertreten. Für viele Kolleginnen und Kollegen ist es verführerisch, für große Unternehmen oder autokratische Regierungen zu arbeiten, das lässt sich an den Projekten global agierender Büros ablesen.

Ihnen wird vorgeworfen, dass Sie beim Thema Atmosphäre zu stark auf ästhetische Aspekte fokussieren und funktionale, ökologische und soziale Aspekte vernachlässigen. Was sagen Sie dazu?

Weidinger: In der Diskussion über Landschaftsarchitektur wird häufig der Fehler gemacht, die Funktionserfüllungen von der Erscheinungsform des Raums getrennt zu betrachten. Weil es einfacher ist, wird in der Folge sektoral, das heißt auf einen Aspekt bezogen, argumentiert. Dabei wird übersehen, dass Funktionserfüllungen immer räumlich verkörpert sind. Ich versuche, das den Studierenden so zu erklären: Entwurfsqualität ist gegeben, wenn möglichst viele funktionale Anforderungen bewältigt sind und sie gleichzeitig in einem rahmenden atmosphärischen Raumcharakter aufgehen. Ich würde so weit gehen und empfehlen, Entwürfe, die nicht in der Lage sind, einen solchen rahmenden Charakter anzubieten, nicht als Landschaftsarchitektur zu bezeichnen. Fehlt dieser rahmende Charakter im Entwurf, handelt es sich um technisch-organisatorische Dienstleistungen. Damit könnte man eine Qualitätssicherung für die Disziplin der Landschaftsarchitektur sicherstellen, zumindest wenn es sich um Objektplanungen handelt.

Untrennbarkeit
von Form
und Funktion

Wirkung geht
Gebrauch voraus

Es wird Sie daher nicht überraschen, dass ich den von Ihnen genannten Einwand, dass ökologische, soziale oder funktionale Aspekte vernachlässigt werden, für nicht überzeugend halte. Die Wahrnehmung von Atmosphären bildet, solange die beschriebene Wahrnehmungsdisposition des Menschen gleich bleibt, eine Konstante, die der Benutzbarkeit und anderen Funktionen vorausgeht. Das gilt für alle Raumerfahrungen, die wir machen können, sei es in einem Landschaftspark des 18. Jahrhunderts oder in Parks der Klassischen Moderne oder in zukünftigen Parks. Wenn Studierende dafür ein Verständnis entwickelt und verstanden haben, was ein atmosphärisches Thema sein kann, und welche Prinzipien für die Herstellung angewendet werden, können sie später alle denkbaren und heute noch nicht denkbaren Funktionsanforderungen einbauen.

Sie haben gerade von einem »atmosphärischen Thema« gesprochen. Was meinen Sie damit?

Entwerfen
mit Thema

Weidinger: Alle Räume, auch Freiräume, entfalten Wirkungen, die uns einnehmen. Wirkungen entstehen durch das Zusammenspiel der räumlichen Elemente. Es ist ausschließlich die einzigartige Komposition der verwendeten Elemente, die diese besondere Wirkung erzeugt. Eine andere Komposition erzeugt eine andere Wirkung. Eine schlecht gemachte Komposition erzeugt keine oder nur eine unkenntliche Wirkung. Die Beherrschung dieses Zusammenhangs ist eine wesentliche Fertigkeit, die für landschaftsarchitektonisches Entwerfen von Orten und für Gestaltung im Allgemeinen notwendig ist.

Leitfaden für
das Entwerfen

Um dieses Ziel zu erreichen, ist die Suche nach einem atmosphärischen Thema wichtiger Bestandteil des Entwurfsprozesses. Dafür entwickeln Entwerferinnen und Entwerfer mit der Zeit eigene Vorgehensweisen. Häufig



Abbildung 1 *Komposition aus rau und glatt, Campus Museum der Arbeit in Hamburg von Weidinger Landschaftsarchitekten*

handelt es sich um die Erstellung von Skizzenfolgen zu thematischen Hypothesen. Durch die Arbeit mit den Hypothesen, deren räumliche Überprüfung und Verfeinerung klärt sich, welches atmosphärische Thema eine interessante und auch überraschende Antwort auf den Entwurfsort und die Entwurfsaufgabe sein kann. Dieses Thema wird dann durch die Präzisierung der Bewegungs- und Aufenthaltsmöglichkeiten und durch die Gestaltung ergänzender Verhaltensangebote weiterentwickelt. Das Ziel besteht darin, das atmosphärische Thema so zu verdichten, dass der Ort intensiv erlebt werden kann. In diesen Gestaltungsprozess werden alle anderen Anforderungen integriert. Manchmal ist es auch anders herum, dann löst eine spezielle Anforderung die Entwicklung des atmosphärischen Themas aus. Jedoch ist der häufig falsch verstandene Gedanke, dass die Form der Funktion folgen soll, für die Landschaftsarchitektur kein guter Ratgeber. Das, was ich bisher beschrieben habe, bezeichne ich als *Leitfaden für das Entwerfen von Atmosphären*. Eigene Entwurfsarbeiten sollen dieses Entwurfsverfahren, der Arbeit mit einem atmosphärischen Thema, veranschaulichen:

Beispiel 1:
*Komposition aus
rau und glatt*

Der Entwurf für den Campus des *Museums der Arbeit* in Hamburg, auf dem Gelände der ehemaligen *New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie*, setzt sich mit der Bewegung auf rauen und glatten Flächen auseinander (Abbildung 1, Seite 161). Die für das Denkmalensemble wichtigen rauen Natursteine weisen auf den Entstehungszeitraum Mitte des 19. Jahrhunderts hin. Ich habe dieser Rauigkeit glatte asphaltierte Belagsoberflächen, die ich Gehbahnen nenne, entgegengesetzt, sodass die häufig frequentierten Wege gut zu begehen sind und rollende Fortbewegung möglich ist. Die Komposition aus Gehbahnen und sonstigen Flächen des Freiraums orientiert sich an der

Effizienz und Schmucklosigkeit industrieller Abläufe des ehemaligen Fabrikgeländes. Der Kontrast zwischen rau und glatt zieht sich durch den ganzen Entwurf. Eine vorgefundene Qualität wird aufgenommen, thematisch ergänzt, und so entsteht ein neuer Ort, der den alten zukünftig noch durchscheinen lässt. Das Beispiel zeigt, wie Funktion und Atmosphäre nicht voneinander zu trennen sind.

Das Entwurfsmotiv des nächsten Projekts, ein Platz an der Sparkasse in Oberhausen, lautet *Pinball* (Abbildung 2, Seite 165). Die Pflanzflächen haben Ähnlichkeit mit Hindernissen und Beschleunigern in einem Flipperautomaten. Die Formsprache leitet sich aus der Sprache der Architektur des Neubaus ab und entwickelt sie weiter. Die Platzierung der Elemente regt an, um die Elemente herumzugehen. Dieses Bewegungsangebot verändert die Blickrichtungen, also die Betrachtung des Raums, und somit erhält die Annäherung an das Gebäude einen spielerischen Charakter.

Im dritten Projekt, dem Garten der *Bundesstiftung Baukultur* in Potsdam, spielt das Phänomen des schwebenden Gehens eine Rolle (Abbildung 3, Seite 167). Die parallel verlaufenden Wege liegen auf dem Boden, aus dem die Pflanzen herauswachsen. Am Ende der Gartenterrasse geht es nicht weiter. Es entsteht so eine Situation, die zum Niederlassen einlädt. Übrigens werden die Anregungen für Verhaltensweisen, die durch räumliche Situationen ausgelöst werden, in der von James J. Gibson begründeten *Ökologischen Wahrnehmungspsychologie* als *Affordances* bezeichnet. Ich habe mir erlaubt, *Affordance* als Verhaltensangebot, den Begriff habe ich bereits oben genannt, zu übersetzen und so in dem von mir formulierten Leitfaden anzuwenden. Insgesamt spielt dieser Entwurf mit dem Gebauten und dem natürlich Gewachsenen, also mit einem der programmatischen Themen der *Bundesstiftung Baukultur*.

Beispiel 2:
Pinball

Beispiel 3:
*Schwebendes
Gehen*

Beispiel 4:
Nasse Füße

Das vierte Projekt kokettiert mit der Möglichkeit, nasse Füße zu bekommen (Abbildung 4, Seite 173). Es handelt sich um einen Teil des *Platzes der Deutschen Einheit* in Wiesbaden. Der Ort besteht aus drei Freiräumen, die durch einen Neubau gebildet werden. Der kleine *Faulbrunnenplatz* wird durch eine Brunnenstele für Quellwasser markiert. Der städtische Platz ist durch die offene Fläche und den begleitenden kanalisierten Bach gekennzeichnet. Der grüne *Quartiersplatz*, in dem der Bach durch eine Rasenfläche mäandert, bildet den dritten Teilbereich. Beiläufig wird der Bachlauf zum Spielplatz, und aus dem Gestaltungsthema des Mäanders ergeben sich Spielsituationen, und die den Bach akzentuierenden Störsteine werden zum Sitzblock oder Sprungstein.

Beispiel 5:
*Zickzack durch
Bilderbogen*

Das letzte Beispiel, der Garten des Museums der Stadt Neuruppin, versteht sich als begehbare Bilderbogen (Abbildung 5, Seite 179). Das Museum beherbergt eine Sammlung von Bilderbögen aus dem 19. Jahrhundert. Bilderbögen entsprechen der heutigen Google-Bildersuche und zeigen Abbildungen von zum Beispiel Früchten, Hüten oder Tieren aus aller Welt. Der Hang, auf dem unterschiedlichste Gartenstauden gepflanzt wurden, überträgt die Idee des Bilderbogens auf den Garten. Ein Serpentinweg zum ersten Obergeschoss des Museums ermöglicht es Besucherinnen und Besuchern, ja, zwingt sie, sich durch die Pflanzung zu bewegen und sie aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Wenn man den Garten nach dem Besuch des Museums betritt, sind einem die Bilderbögen noch präsent, und beim Hinauf- oder Hinuntergehen stellt sich ein Bezug zum Museumsbesuch ein.

Anhand dieser Projektbeispiele sieht man, dass die Orientierung an einem Thema die Herstellung einer zuge-spitzten atmosphärischen Wirkung erleichtert. In meiner



Abbildung 2 *Pinball, Wörthplatz in Oberhausen von Weidinger Landschaftsarchitekten*

Publikation *Atmosphären Entwerfen* habe ich diese Vorgehensweise als Leitfaden genauer beschrieben.

Wozu verwenden Sie diesen Leitfaden?

Entwurfslehre des
Zusammenspiels
der Teile

Weidinger: Der Leitfaden bildet die Basis für die Anleitung des Entwerfens in der Lehre an der Universität. Ich habe versucht, weiter zu gehen, als das bestehende Entwurfslehrbücher der Landschaftsarchitektur tun. Diese erläutern in der Regel vor allem die einzelnen Elemente und funktionalen Ziele der Landschaftsarchitektur oder finden einen Einstieg über zeitbezogene Fragen. Die Wirkung des Zusammenspiels aller beteiligten Elemente wurde selten behandelt. Ich wollte mit meinem Leitfaden dieses Defizit zum Gegenstand meiner Entwurfslehre machen und eine Struktur anbieten, mit der man alle Aspekte so zusammenbringen kann, dass Freiräume von besonderer atmosphärischer Qualität entstehen. Dieses Verständnis ist die Voraussetzung dafür, dass der Leitfaden auch bei der Kritik von Landschaftsarchitektur als Analyseinstrument herangezogen werden kann.

Eigenständiger
Zugang zu
Forschungsfragen

Aber das Thema der räumlichen Qualität ist mit der Artikulation dieses Leitfadens nicht erschöpft. Die Entwicklung der beschriebenen Perspektive auf die Landschaftsarchitektur sehe ich in mehreren Bereichen. An meinem Fachgebiet hat sich auf dieser Grundlage ein gemeinsames Interesse herausgebildet, im Rahmen dessen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Momente dieses Denkens weiterentwickeln und auf eigene Fragestellungen übertragen. Das gefällt mir gut. Wir werden sehen, inwieweit damit neue Gebiete erschlossen werden können. Ich sehe die Möglichkeit, unter anderem Anschluss an Fragen nach dem Einfluss von Freiräumen auf die Gesundheit der Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner, an eine andere Geschichte der Landschaftsarchitektur als eine Geschichte



Abbildung 3 *Schwebendes Gehen*, Garten der *Bundesstiftung Baukultur* in Potsdam
von *Weidinger Landschaftsarchitekten*

von Raumwirkungen und auch an einer grundlegenden Theorie des gestalteten Raums zu finden.

Hört man Ihnen zu, bekommt man den Eindruck, dass Sie von Menschen ausgehen, die aktiv im Freiraum sein möchten. Aber gehen Menschen nicht in Freiräume, um gerade nicht aktiv zu sein, sondern um zu entspannen?

Weidinger: Mir geht es um eine Landschaftsarchitektur, die unterschiedliche Freiräume anbietet, die jeweils besondere Arten des Erlebens auslösen. Aus der räumlichen Situation und dem atmosphärischen Thema werden an einer Stelle eher aktive und an anderer Stelle eher passive Verhaltensangebote abgeleitet. Mit dieser Beschreibung wende ich mich gegen die Vorstellung, dass der öffentliche Freiraum mit vielen, und häufig den immer gleichen, Aktivitätsobjekten möbliert und Aktivitätsbereichen versehen werden sollte.

An dieser Stelle ist es sinnvoll, auf zwei unterschiedliche Traditionen der Landschaftsarchitektur aufmerksam zu machen. Auf der einen Seite sind das die Auffassungen der Planungswissenschaften, die Standardisierungen von Nutzungen als Vorgabe für Freiraumentwurf vorschlagen. Die Resultate von Teilhabeprozessen tragen ebenfalls zu den immer gleichen und zu erwartenden Vorgaben bei. Standardisierungen und Teilhabeprozesse sind gut gemeint und bieten unter Umständen einen ersten Anlass, um sich über Landschaftsarchitektur und Freiraum auszutauschen. Wenn wir aber landschaftsarchitektonische Qualität erreichen wollen, zeigt sich, dass die Umsetzung dieser quantitativen Ziele und Verfahren nicht ausreichend ist.

Auf der anderen Seite stehen Verfahrensweisen der Entwerferinnen und Entwerfer, die durch Ortsbezug und Individualität einer Gestaltungsidee gekennzeichnet sind. Die Entstehung qualitätsvoller Freiräume kann nicht durch

Entwerfen heißt,
Vorgaben in
Frage zu stellen

die Anwendung allgemeiner Regeln und die direkte Übersetzung einer Aufgabenstellung erreicht werden, sondern sie benötigt eine entwerfende Landschaftsarchitektin oder einen entwerfenden Landschaftsarchitekten, die oder der den Ort und die Entwurfsaufgabe interpretiert. Bei guten Entwürfen passen die Entwerferinnen und Entwerfer quantitative Vorgaben an die Entwurfsidee an. Vorgaben werden manchmal erweitert, häufig eher reduziert oder unter Umständen sogar weggelassen, um für den Ort bessere Lösungen zu finden.

Hier zeigt sich die grundsätzliche Problematik, dass die Prinzipien der Planungswissenschaften, darunter die der Freiraumplanung, oder der Naturwissenschaften, darunter die der Ökologie, beim landschaftsarchitektonischen Entwurf nur eingeschränkt gültig sind. Planen auf Basis wissenschaftlicher Daten und Regeln und landschaftsarchitektonisches Entwerfen sind zwei verschiedene Arbeitsweisen. Daher werden für die Landschaftsarchitektur besser geeignete Theorien und Methoden benötigt. Meine Bemühungen, räumliche Qualitäten als Atmosphäre zu beschreiben und die Besonderheiten des Entwerfens zu thematisieren, verstehe ich als eine Antwort auf diese Herausforderung.

Entwerfen ist
mehr als Planen

Wie kann dieses Konzept angewendet werden?

Weidinger: In Berlin werden die Leitbildplanungen mittelfristiger Perspektive als »Planwerke« bezeichnet. Es wäre interessant, diese Planwerke durch eine atmosphärische Programmierung wichtiger Freiräume und deren Zusammenspiel zu ergänzen. Dabei stehen die Ziele der Unterschiedlichkeit der Orte und die Schaffung metropolitaner Aufenthaltsqualitäten im Vordergrund. Wir werden das in unserem *Experimentallabor* im Masterstudiengang Landschaftsarchitektur untersuchen.

Kritik am
Konzept des
Mängelwesens

Welche Absicht steckt hinter dieser Projektidee?

Weidinger: Ich verstehe den Menschen als Potenzialwesen und nicht nur als Mängelwesen. Die Stadt interpretiere ich als Kulturambiente mit emanzipatorischem Potenzial. Menschen sollten Freiräume angeboten bekommen, die durch vielfältige und auch überraschende Phänomene beeinflusst sind, die bisher durch Landschaftsarchitektur noch nicht thematisiert wurden. Das ist ein Beitrag zur Weiterentwicklung des Städtischen.

Diese Sichtweise beinhaltet zwar das Risiko, dass ein Projekt nicht von allen Menschen sofort verstanden wird. Aber ist das ein Problem? Ich finde nicht. Es beinhaltet aber vor allem die Möglichkeit, dass wir neue Erfahrungen sammeln und durch diese unterschiedlichen Weisen des Erlebens Kultur erfahren können.

Neue Raum-
erfahrungen

Häufig wird versucht, es allen recht zu machen, also das Prinzip des kleinsten gemeinsamen Nenners zu verfolgen. Das ist als politische Absicht zwar gut gemeint, führt aber in der Regel nur zur Entstehung banaler Durchschnittlichkeit. In diesem Zusammenhang fällt mir ein Artikel ein, den ich neulich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gelesen habe. Dort wurde mit dem Gastronomiekritiker Jürgen Dolasse ein Gespräch geführt, in dem er über kulinarische Qualitäten und deren Wahrnehmung spricht. Menschen, die bisher nur wenig Erfahrung mit kulinarischen Qualitäten machen konnten oder machen wollten, geben sich auch mit Essen zufrieden, das nicht gut zubereitet wurde. Schlecht zubereitetes Essen kann dann diese Erwartungen erfüllen. Eine Person, die besser zubereitetes Essen kennt, nimmt anders wahr als jemand, der bisher nur schwache oder bestenfalls mittlere Qualitäten probiert hat. In der Landschaftsarchitektur ist das ähnlich.

Welches Land sehen Sie im Umgang mit Landschaftsarchitektur als besonders inspirierend an?

Weidinger: Ein sehr hohes Niveau der Landschaftsarchitektur ist in Skandinavien, vor allem in Dänemark, erkennbar. Das gilt für aktuelle Projekte des Städtebaus, der Architektur und der Landschaftsarchitektur bis zurück zum Beginn des letzten Jahrhunderts. Ich glaube, es war in den 1930er-Jahren, als sich Dänemark zu einer nationalen Designstrategie als Kompensation für mangelnde Rohstoffvorkommen und den damit verbundenen Defiziten beim Aufbau einer nationalen Industrie bekannt hat. Gerade für Länder wie Deutschland, die ein hohes wirtschaftliches Niveau erreicht haben, wäre so ein Schritt, das heißt die Lebensqualität mit Hilfe der Designdisziplinen zu verbessern, eine interessante Initiative. In Dänemark scheint diese Ausrichtung dazu beigetragen zu haben, dass immer wieder andersartige und individuelle Lösungen entstehen. Das bedeutet, dass Projekte nicht nur von Entwerferinnen und Entwerfern erdacht, sondern von der Politik, der Verwaltung, Investitionsgemeinschaften und der Bürgerschaft auch gefördert, unterstützt, finanziert und nachgefragt werden.

In dieser Hinsicht tut sich Deutschland schwerer. Das liegt vermutlich daran, dass Deutschland ein industriell geprägtes Land ist, in dem große Konzerne robuste Massenprodukte herstellen, und in dem dieser Standard durch dafür entwickelte Regelwerke und eine dafür eingesetzte Bürokratie abgesichert wird. Ich nenne das den *Opel-Effekt*. Daraus folgt, dass Kommunalpolitikerinnen und Kommunalpolitiker es immer seltener wagen, sich zu qualitativ anspruchsvollen und neuartigen Projekten zu bekennen. Heute müssen Freiraumprojekte im politischen Raum breit abgesichert sein. Sie sollen robust, vernünftig und am besten nach Normen und Standards quantifizierbar sein. Diese

Gestaltung als Bestandteil von Gesellschaft und Ökonomie

Das Problem des *Opel-Effekts*

Haltung produziert in Deutschland ähnliche und daher auch ein wenig langweilige Projekte.

Kulturen des
Gestaltens

Vielleicht sollte ich noch Frankreich erwähnen. In den letzten Jahren entdeckte ich in Nizza, Bordeaux oder Nantes Projekte mit überraschenden räumlichen Qualitäten. Vielleicht liegt das an der französischen Kultur des *Jardin Public*. Dabei handelt es sich um öffentliche Freiräume, die nachts verschlossen werden und deshalb weniger anfällig gegen Vandalismus sind. Auch in der Schweiz entstehen immer wieder außergewöhnliche Projekte. Die gesellschaftliche Akzeptanz eines anspruchsvollen Handwerks und des innovativen Designs scheint dort eine gute Voraussetzung für die Entstehung eindrücklicher Freiräume zu sein.

Und außerhalb von Europa?

Bewachte
Privatparadiese

Weidinger: Ich kann nicht behaupten, dass ich durch eigene Anschauung einen vollständigen Überblick über die globale Landschaftsarchitektur habe. Ich reise viel in Europa und bin regelmäßig in China. Seit langer Zeit habe ich wieder einmal New York und andere amerikanische Ostküstenstädte besucht, und kürzlich war ich zum ersten Mal in Kapstadt.

Wir wissen alle, dass die Verhältnisse in diesen Ländern anders als im nördlichen Mitteleuropa sind. Es wirken dort andere Kulturen, andere Selbstverständnisse, und es gibt andere Probleme. In denjenigen Ländern, die liberalistisch oder auch autokratisch regiert werden, fällt auf, dass man auf privatem Grund außergewöhnliche Landschaftsarchitektur finden kann, der öffentliche Raum fällt jedoch dahinter zurück, bleibt unbearbeitet oder wird sogar als Restraum verstanden. Diese privaten Freiräume sind zwar als Experimentalräume spannend, aber in diesen eingezäunten und bewachten Paradiesen fühle ich mich nicht wohl. Ich interessiere mich mehr für den öffentlichen Raum. Im



Abbildung 4 *Nasse Füße, Bach am Platz der Deutschen Einheit in Wiesbaden von Weidinger Landschaftsarchitekten*

Bezug auf den öffentlichen Raum nimmt China eine Sonderrolle ein. Ich bin einerseits fasziniert und andererseits erschreckt über die monumentalen und gleichzeitig ornamentalen Freiräume, die darauf abzielen, Platz und Bewegung für große Menschenmengen anzubieten.

Local & New

Mit chinesischen Kolleginnen und Kollegen diskutiere ich aktuell Möglichkeiten, eine ortsspezifische Landschaftsarchitektur, so wie wir sie hier in Deutschland kennen, im chinesischen Kontext anzuwenden. Dieses Entwurfsprinzip nenne ich *Local & New*. Das wird in den schnell wachsenden Großstädten wahrscheinlich nicht gelingen, jedoch gilt in China das Interesse heute auch den kleineren Städten und ländlichen Gebieten, da wird es interessant. Studierenden würde ich empfehlen zu reisen, um sich selbst eine Meinung zu bilden.

Könnten Sie Landschaftsarchitekturen nennen, die aus Ihrer Sicht missglückt sind?

Die Angst der Politik und die Verneigung vor dem Laiengeschmack

Weidinger: Es ist möglich, Vorgehensweisen zu beschreiben, die es wahrscheinlich machen, dass banale Ergebnisse entstehen. Dazu gehören Verfahren, die auf das penible Abarbeiten von Programmlisten setzen, die in starkem Maß durch Beteiligung aller Behörden oder im Rahmen von Teilhabeprozessen entstanden sind, und die selbst keine eigenständige Idee anbieten.

In den letzten Jahren kann man auch eine Tendenz erkennen, bei der klischeehafte Vorbilder herangezogen werden und die – so meine Vermutung – vordergründig durch die Ausrichtung auf einen angenommenen Laiengeschmack Nähe zu den Bürgerinnen und Bürgern vermitteln sollen. In den Berliner Bezirken Kreuzberg und Tempelhof habe ich neu angelegte Freiräume entdeckt, in denen Wege sinnlos schwingen, und die in naiver Weise eine Art liebliche

Landschaftlichkeit vermitteln sollen. Im direkten Umfeld dieser Freiräume befinden sich raue Gewerbegebiete oder breite Straßen. Gestalterische Bezüge zu den bestehenden Umgebungen oder eine inhaltliche Kommentierung, was zeitgenössische Landschaftlichkeit in der Stadt sein könnte, sind nicht zu erkennen. Dazu kommen Vorgehensweisen, die sich im Bezug auf Erhalt oder Entfernung von Bestandsstrukturen nicht entscheiden können und daher häufig ein unentschlossenes Stückwerk bleiben. Die Umgestaltung des Nordufers des Urbanhafens in Berlin-Kreuzberg und die Freiräume südlich des Gasometers in Berlin-Schöneberg sind Beispiele für solche unterkomplexe Landschaftsarchitektur. Ich finde, wir waren in Berlin mit der Landschaftsarchitektur für öffentliche Freiräume schon einmal weiter.

Wie beziehen Sie gesellschaftliche Entwicklungen (wie zum Beispiel Urban Gardening und Anthropozän) in Ihre Überlegungen mit ein?

Weidinger: Wie wir bereits besprochen haben, ist meine Herangehensweise weniger auf isolierte, zeitbezogene Aspekte ausgerichtet, sondern beschäftigt sich mit grundlegenden Phänomenen, die ich dem Bereich landschaftsarchitektonischer Grundlagenforschung zuordnen würde. Jedes Jahrzehnt bringt neue Themen und Aufgaben mit sich. So kommt das Aktuelle mit dem Grundlegenden zusammen. Nach weiteren zehn Jahren kommen die nächsten Themen.

Gegen Urban Gardening ist nichts einzuwenden, mit der Einschränkung, dass es hoffentlich nicht an jedem Ort stattfinden muss. Das Anthropozän ist eine Tatsache.

Es ist an dieser Stelle lohnenswert, daran zu erinnern, dass die Landschaftsarchitektur als diejenige Gestaltungsdisziplin, die mit lebenden Elementen und ökologischen Zusammenhängen zu tun hat, die Auseinandersetzung

Grundlagenforschung für Landschaftsarchitektur

mit den Konsequenzen der Lebenswissenschaften nicht mehr zu vollziehen braucht. In der Naturwissenschaft wird diskutiert, ob die Biologie und Genetik die Physik als Leitdisziplin ablösen. In der Gartenkunst und Landschaftsarchitektur wurde schon immer gezüchtet, geklont, gepfropft, gedüngt oder in zeitbasierten natürlichen Prozessen gedacht. Es ist eine Herausforderung zu untersuchen, welche Gestaltungsweisen in der Landschaftsarchitektur diesen neu im Bewusstsein der Gesellschaft angekommenen Themen Ausdruck verleihen können.

Wie ist der Zustand der Landschaftsarchitektur?

Boom der Praxis
in der ersten
Dekade des 21.
Jahrhunderts

Weidinger: Ich habe mir ein Arbeitsfeld zwischen Praxis und Academia ausgesucht und versuche, durch meine Arbeit beide Seiten zusammenzudenken und auch zusammenzubringen. Dem Berufsstand geht es zur Zeit gut, so gut wie selten zuvor. Das liegt daran, dass die Städte wachsen. Zusätzlich wird das Wachstum durch die immer noch andauernde Geld- und Bankenkrise angetrieben, sodass viel privates Geld in Immobilien und öffentliches Geld in die Stadtentwicklung gesteckt wird. Landschaftsarchitektur ist an allen diesen Prozessen beteiligt. Dieser Boom kann aber wieder abebben. Insgesamt passiert zur Zeit viel, da ist Besonderes, aber auch viel Mittelmäßiges dabei. Eigentlich ist das eine günstige Zeit, um Innovationen in der Praxis auszuprobieren.

A monster
called Wissen-
schaftsbetrieb

Im Bereich der Landschaftsarchitektur an den Universitäten sehe ich andere Entwicklungen. Die Universitäten sparen; ob sie das wirklich müssen oder sollen, wird leider zu wenig diskutiert. Die akademischen Disziplinen werden gezwungen, externe Drittmittel zu finden, um Forschungen durchführen zu können. Finanzielle Förderungen werden dann wahrscheinlich, wenn Forschungsthemen gewählt werden, die auf aktuelle gesellschaftliche Bedürfnisse re-

»Entwerferinnen und Entwerfer verfügen [...] über eine Kompetenz, die durch die Anwendung geeigneter Methoden einen wesentlichen Beitrag für eine zukünftige Wissenschaft der Landschaftsarchitektur leisten kann.«

agieren. Die meisten gesellschaftlichen Bedürfnisse haben immer auch mit der Landschaftsarchitektur zu tun, was man bei den dominierenden Forschungsthemen der letzten Jahre wie zum Beispiel Digitalisierung, Ernährung und Mobilität sehen kann. Diese Modethemen stehen nicht immer im Zentrum des landschaftsarchitektonischen Entwerfens, sondern sind häufig am Rand der Landschaftsarchitektur angesiedelt. Durch die Orientierung an den förderfähigen Themen, die auch in der Lehre stattfindet, werden wichtige Aspekte des landschaftsarchitektonischen Entwerfens weniger behandelt. Daher beklagt der Berufsstand bereits eine mangelnde Entwurfsfähigkeit der Absolventinnen und Absolventen. Insgesamt führt diese Entwicklung, die im internationalen Kontext gleichermaßen zu erkennen ist, zu einem Bedeutungszuwachs des wissenschaftlichen Betriebs gegenüber Entwerferinnen und Entwerfern, die

mit immer weniger Ressourcen die Entwurfsausbildung stemmen müssen.

Ich möchte der Dominanz von modischen Forschungsthemen eine andere Sichtweise entgegenstellen, die gut geeignet ist, das breite Spektrum landschaftsarchitektonischer Fragestellungen abzubilden. Landschaftsarchitektur ist eine Disziplin, die ebenso häufig durch das Entstehen neuer Projekte vorangetrieben wird wie auf Basis akademischer Forschungsergebnisse. Deshalb interessiert mich die Frage nach den Voraussetzungen, Verfahren und Resultaten des Entwerfens und in besonderer Weise die Frage, welche Rolle die Entwurfspraxis und deren Entwurfsziele für eine Wissenschaft der Landschaftsarchitektur spielt.

Wie steht die Entwurfspraxis zur Wissenschaft?

Weidinger: Die Entwurfspraxis als Mittel für die Wissenschaft bedeutet, dass beim Entwerfen nicht nur Vorgedachtes angewandt wird, sondern auch mit Hilfe des Entwurfprozesses, durch Konzepte, Zeichnungen und Modelle, etwas gefunden wird, was sonst so nicht denkbar war, und das dann zu einem Konzept, zu einer leitenden Idee und zu einer Forschungsfrage werden kann. Mit der Zeit hat sich bei mir die Vermutung verdichtet, dass in der Entwurfspraxis ein spezifisches Wissen steckt, das man allgemein als *implizites Wissen* bezeichnet. Im Verlauf meiner Beschäftigung mit diesem Thema habe ich besser verstanden, dass das Entwerfen eine eigenständige Ausgangslage ist, um Forschung zu betreiben. Wenn man so will, handelt es sich dabei um einen Bottom-up-Ansatz für die Forschung, der mir ebenso plausibel erscheint wie zum Beispiel techniko-orientierte oder an ökologischen Fragestellungen ausgerichtete Top-down-Ansätze.



Abbildung 5 *Zickzack durch Bilderbogen, Garten des Museums Neuruppin von Weidinger Landschaftsarchitekten*

Parallel zu diesen Überlegungen ist mir aufgefallen, dass in anderen Wissenschaften intensiv über einen *Performative Turn* und eine Theorie der Praxis diskutiert wurde. Damit gelangen menschliche Praxen und die dadurch hergestellten Artefakte stärker in den Fokus wissenschaftlicher Untersuchung. Diese Entwicklungen verfolge ich bis heute nicht nur mit einem besonderen Interesse, sondern ich möchte auch Beiträge dazu liefern. Ich habe mich mit Modellen der entwurfsbasierten Forschung beschäftigt, und Ergebnis dieser Arbeit ist das *PEP*, das *Programm entwurfsbasierte Promotion*, das ich seit einigen Semestern mit Kolleginnen und Kollegen aus der Architektur an der TU Berlin anbiete. Bei diesem Forschungsmodell nutzen Entwurfspersönlichkeiten ihre praktische Tätigkeit und die dadurch entstandenen Entwürfe und Projekte, um das darin enthaltene Wissen herauszuarbeiten und dem Diskurs zur Verfügung zu stellen.

Hier lässt sich ein Bezug zur erwähnten Beschäftigung mit Atmosphären erkennen. Die wichtige Rolle atmosphärischer Wirkungen in der Landschaftsarchitektur und deren Herstellung wurde mir besonders durch meine eigene Entwurfspraxis bewusst. Ohne diese Erfahrungen würde ich mich nicht in dieser Weise mit Landschaftsarchitektur beschäftigen. Entwerferinnen und Entwerfer verfügen damit über eine Kompetenz, die durch die Anwendung geeigneter Methoden einen wesentlichen Beitrag für eine zukünftige Wissenschaft der Landschaftsarchitektur leisten kann.

Abbildung 1, 2, 4 Julie Nagel

Abbildung 3, 5 Jürgen Weidinger

Designing Urban Nature

Gespräch mit Norbert Kühn

Norbert Kühn vertritt die Position, dass die Landschaftsarchitektur verstärkt Gestaltung und Ökologie zusammenbringen sollte. Ziel: Qualitätsvolle Freiräume, die nicht nur Umweltbelastungen minimieren, sondern die dem Menschen auch die Sinnlichkeit von Pflanzen und Naturprozessen vermittelt. Das bezeichnet er als *Designing Urban Nature*. Im Gespräch erläutert er, was ihn an dieser Idee interessiert. Die Fragen stellten die Studierenden Luisa Hansel, Jule Kahmann, Christina von Reth, Rebecca Rößler, Melanie Schlottau und Tim Suthoff.

Was möchten Sie mit *Designing Urban Nature* sagen?

Kühn: Was wir in der Landschaftsarchitektur machen. Das heißt: Wir wollen in der Stadt gewisse ökologische und soziale Funktionen berücksichtigen, und wir wollen eine gestalterische Option in der Stadt haben. Außerdem wollen wir Freude an Stadträumen haben und die Möglichkeit besitzen, uns in ihnen auszutoben. Kurzum: Wir wollen uns in der Stadt wohlfühlen. All das hat bei uns Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten mit dem Thema »Pflanze« zu tun. Meiner Meinung nach ist das urbane Natur. Darunter verstehe ich besonders die pflanzliche Natur, mit der wir arbeiten und die wir versuchen, in der Stadt mit den soeben genannten ökologischen und sozialen Funktionen zusammenzubringen, um den Menschen einen lebenswerten Stadtraum zu bieten. Ob die Natur spontan entstan-

Mit der Natur
arbeiten

den ist, oder ob sie menschlich initiiert wurde, spielt keine Rolle. Wir versuchen, mit der Natur zu arbeiten und sie in einen komplexen Prozess zu bringen, sodass sie für die Menschen in der Stadt nutzbar gemacht wird. Das nenne ich *Designing Urban Nature*.

Was sind die wichtigsten Aspekte dieses Konzepts?

Natur ist mehr
als Ökosystem-
funktion

Kühn: Zuerst, dass wir uns schwerpunktmäßig mit urbanen Räumen beschäftigen. Ich glaube, es ist der Zeit geschuldet, dass sich im urbanen Kontext die Probleme verstärken und wir deshalb im urbanen Kontext arbeiten. Hinzukommt, dass zur Zeit viel über Systemfunktionen geredet wird, zum Beispiel über blaue (Wasser) oder grüne (Pflanzen) Infrastruktur. Für mich sind das eher funktionale Ansätze. Für mich ist Natur nicht nur funktional, sondern auch emotional und atmosphärisch. Ich möchte den Diskurs über Natur in der Stadt zu diesen Aspekten vorantreiben. Um dieses Ziel zu erreichen, betrachte ich Natur nicht nur aus der ökologischen Sichtweise, sondern stelle auch den Mehrwert heraus, den die Gestaltung mit Natur für den Menschen bringt. Deshalb übernimmt Natur in der Stadt für mich nicht nur eine Ökosystemfunktion, zum Beispiel die Filterung oder Speicherung von Wasser. Vielmehr geht es mir auch um Stimmungen durch Pflanzen, um einen Ort zum Wohlfühlen, um einen angenehmen und sinnvoll zu nutzenden Stadtraum.

Resilienz

Hier spielt der Begriff »Resilienz« eine Rolle, der zurzeit stark diskutiert wird. Für mich sind Freiräume dann resilient, wenn sie trotz immer neuer Anforderungen eine Qualität besitzen. Resilienz ist aber oft ein Wunschbegriff dafür, dass wir etwas planen und umsetzen und dann alles gut wird. Man vergisst dabei häufig, dass Resilienz ein Ökosystem-Begriff ist, der eigentlich für Systeme genutzt



wird, die Resilienz entwickeln können. Deshalb glaube ich, müssen wir Systeme denken, welche die Menschen schützen, die aber auch für die Menschen da und nutzbar sind.

Sehen Sie Ihr Konzept in einer Traditionslinie in der Landschaftsarchitektur oder der Pflanzenverwendung?

Tradition
der Pflanzen-
verwendung

Kühn: In den letzten Jahrhunderten ging es in unseren Parks und Gärten in erster Linie um Schönheit. Wichtige Fragen waren: Wie erzeuge ich Schönheit mit der Natur, und wie gehe ich mit Natur um, wie verändere ich Natur? Bei Landschaftsgärten ging es auch um die Frage der Wildnis, das heißt zum Beispiel, wie Wildnis für ein Freiraumerlebnis inszeniert wurde. Aber ich glaube, spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert hat es immer mehr eine Rolle gespielt, auch Städten durch eine gezielte Pflanzenverwendung eine Aufenthaltsqualität zu geben. Spätestens seit Alexander von Humboldt, also seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wissen wir, welche Qualität Natur und Vegetation in der Stadt für uns haben. Insofern ist diese Tradition eine, die spätestens im 19. Jahrhundert begonnen hat, und die für uns seitdem mit unterschiedlichen Ausprägungen von Bedeutung ist. Bereits in den 1920er- und 1930er-Jahren, in denen man sich intensiv mit Grünentwicklung beschäftigte, gab es zahlreiche Ansätze für den Umgang mit Grün, die wir heute noch verfolgen. Das wird gerade in den Parks in und um Berlin deutlich, wo mit dynamischer und prozessualer Natur gearbeitet wurde.

Wann formulierten Sie das Konzept?

Landschaftsarchitektur integriert
Ökologie

Kühn: In Verbindung mit einem Vortrag, den ich für die Harvard University ausgearbeitet habe. Dort ging es um das Thema *Planting in the Public Realm*. Mich interessiert die Frage, welche Pflanzkonzepte es heute für die Stadt gibt.

Daher kam es, dass ich darüber nachgedacht habe, was ich zukünftig stärker verfolgen möchte, und was die Schwerpunkte meines Fachgebiets sind. Dabei ist die Idee für das Konzept Designing Urban Nature entstanden. Ich habe den Begriff zunächst abgelehnt, da dieser von der Ökologie geprägt ist. Ich hatte die Vorstellung, dass die Ökologie die Landschaftsarchitektur vereinnahmt. Später dachte ich, dass man es umdrehen kann: Man könnte auch sagen, die Landschaftsarchitektur vereinnahmt die Ökologie. Und ich glaube, dass wir besonders gut dafür ausgebildet sind, um mit der urbanen Natur umzugehen und Lösungen zu finden, die ökologisch sowie gestalterisch überzeugen (Abbildung 1, Seite 187). Wir schützen nicht nur etwas, sondern wir wollen zugleich etwas für die Menschen bewegen. Deshalb glaube ich, dass wir die Richtigen für Designing Urban Nature sind: Wir gestalten städtische Natur.

Welches Verständnis von Natur haben Sie?

Kühn: Ich würde den Begriff der Natur von der ökosystemaren Idee her definieren. Für mich hat Natur etwas mit Prozessen zu tun, mit Dingen, die entstehen und mit unterschiedlichen Faktoren, die einwirken – und natürlich mit der Möglichkeit, als Mensch in diese Natur einzugreifen und mit ihr zu arbeiten. Das ist eine sehr persönliche Idee von Natur. Ich habe mich mit philosophischer Naturdiskussion nie intensiv beschäftigt, das ist mir teilweise zu abstrakt, und ich habe das Gefühl, dass viele Menschen, die über Natur diskutieren, noch nie eine Pflanze in der Hand hielten. Natur hat für mich immer etwas sehr Sinnliches und Konkretes, etwas, was da ist. Deshalb äußere ich mich zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit Natur an dieser Stelle nicht.

Was ist Natur?

In Ihrem Konzept ist auch die menschliche Gestaltung prägend. Aber kann man von Natur sprechen, wenn sie menschlich beeinflusst ist?

Natur und
menschlicher
Einfluss

Kühn: Ja. Immer dann, wenn man einen gewissen Spielraum für nicht im Voraus festgelegte Prozesse lässt und einen Rest von ungeplanten Möglichkeiten behält, spielen natürliche Prozesse, spielt die Natur, eine Rolle. Solche Diskussionen haben eine Tradition in unserer Disziplin. Ich erinnere mich auch an Diskussionen, ob man überhaupt von Gartenkunst sprechen könne. Das heißt: Ist die Gartenkunst überhaupt eine Kunst, oder ist sie nicht Teil der Natur? Meiner Meinung nach ist das, was wir machen, stets mit Natur verknüpft, außer man geht von absolut statischen Konzepten von Natur aus. Für mich ist Natur ein weiter Begriff der alles umfasst, was die Möglichkeit der Einflussnahme bietet, die wir nur bedingt kontrollieren können: also alles, was mit Raumproduktion im Freien zu tun hat, und wo Pflanzen eine Rolle spielen.

Das, was Sie sagen, erinnert an Ingo Kowariks Begriff der Dritten Natur oder auch der Vierten Natur.

Landschafts-
architektur als
Dritte Natur

Kühn: Ja, das stimmt. Ingo Kowarik unterscheidet zwischen der ursprünglichen Naturlandschaft (*Erste Natur*), den Beständen der Kulturlandschaft (*Zweite Natur*), gärtnerischen Anlagen (*Dritte Natur*) und der industriellen Natur (*Vierte Natur*). Uns teilt Kowarik in die *Dritte Natur* ein. In ihr, sagt er, greift der Mensch ein, während in der *Vierten Natur* Dinge für sich entstehen und sich entwickeln. Beispielsweise ist der *Natur-Park Schöneberger Südgelände* in Berlin etwas, in das eingegriffen wurde. Der Park entstand in der Idee der *Vierten Natur*, wurde aber von einer *Dritten Natur* überprägt. Der Park ist also von der *Vierten Natur* wieder zur *Dritten Natur* geworden.



Abbildung 1 Städtische Spontanvegetation auf dem Gelände der Zeche Zollverein in Essen von der *Planungsgruppe Oberhausen*

Ich finde aber, dass uns solche Diskussionen, zumindest in unserer Disziplin, nicht weiterbringen. Außerdem habe ich vorhin ja schon erwähnt, dass mir solche Diskussionen über den Naturbegriff teilweise zu abstrakt sind. Wobei allerdings die Diskussion, zu der auch Kowarik einen wichtigen Beitrag geliefert hat, interessant war, weil sie dazu verhalf, diese *Vierte Natur* stärker wertzuschätzen. Vor dieser Diskussion hat man diese Natur häufig völlig negiert. Die Natur vierter Art hat also einen Wert, sie ist etwas Besonderes. Aber das, was wir damit machen, ist nicht Naturschutz. Wir wollen Natur nicht konservieren, wir wollen sie verändern, um sie für uns nutzbar zu machen.

In diesem Zusammenhang sollte ich erwähnen, dass es mir um Naturschutz ohnehin nicht geht. Er interessiert mich in der Stadt auch nicht sonderlich. Stattdessen gibt es andere Aspekte, die ich für wichtig erachte: Was bringt der neu gestaltete Freiraum für den Menschen? Was ist die Ökosystemfunktion des Freiraums? Trägt der Freiraum zur Verbesserung des Klimas bei? Leistet der Freiraum einen Beitrag dafür, dass Menschen in der Stadt gut leben können? Das sind für mich wichtige Fragen. Aber darüber hinaus vernachlässige ich nicht den Aspekt, dass man sich in der Stadt wohlfühlen soll. Die Frage nach der Qualität von Orten und deren Atmosphäre halte ich letztlich für die entscheidende. Dies ist natürlich abhängig vom Ort. Wenn ich mich in Sao Paolo bewege, spielen andere Aspekte eine Rolle. Hier werden beispielsweise ökologische und hygienische Aspekte wichtiger sein, als wenn ich etwas in München plane.

Ich bin der Meinung, dass neben den Ökosystemfunktionen die Frage der Lebensqualität in Stadträumen eine Rolle spielt. Hinzukommt, dass ich, besonders als Pflanzenfachmann, auch eine emotionale Beziehung zu Pflanzen

habe. Das finde ich nicht schlimm, weil ich glaube, dass ich die mit vielen Leuten teile, und deshalb würde ich noch hinzufügen, dass schöne, seltene oder besondere Pflanzen durchaus auch ihren Wert haben, also dass in einem Freiraum nicht irgendein Baum steht, sondern vielleicht mal ein Blauglockenbaum, oder dass in Freiräumen nicht irgendwelche Stauden gepflanzt werden, sondern auch solche, mit denen ich mich identifiziere, vielleicht Tulpen; viele Menschen lieben Tulpen. Sie sind plakativ und farbig, aber ich glaube trotzdem, dass sie für viele Menschen bedeutsam sind, weil sie sie kennen, und weil sie ein Teil ihrer eigenen Erfahrungen sind. Das heißt: Ich finde Pflanzen dürfen auch einfach nur einmal schön sein. Das ist auch ein Aspekt, den ich beim Entwerfen berücksichtigen möchte. Um überzeugende Pflanzungen aber zu realisieren, bedarf es eines Wissens um Pflanzen und ihre Verwendung.

Also sollten sich Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten schließlich auf Pflanzenverwendung spezialisieren?

Kühn: Das ist eine berühmte Frage. Ich glaube, dass wir ein Feld bespielen, in dem wir viele Kompetenzen besitzen. Aber diese Kompetenzen reichen inzwischen vom Entwurf, von analogen und digitalen Zeichenprogrammen, von baulichen Notwendigkeiten, vom Wissen über Wassermanagement, bis hin zu Pflanzenkenntnissen. Und ich glaube, man sollte schon ein Grundwissen in allen diesen Bereichen haben, aber wenn man ein solches Grundwissen hat, muss man sich auch auf das konzentrieren können, was einem wichtig ist. Es gibt Personen, die sind bekannt für ihre Ausführungsplanung oder ihre Pflanzenverwendung oder dafür, im Entwurf verschiedene Darstel-

Sollte man sich beruflich spezialisieren?

lungsmethoden gut kombinieren zu können. Ich glaube, wir müssen alle die gleiche Kernkompetenz haben, aber jenseits dieser Kernkompetenz würde ich eigentlich allen raten, in sich hineinzuhören, was man gut kann und worin man Leidenschaft entwickelt.

Gerade unter jungen Entwerferinnen und Entwerfern wird diskutiert, ob in der Landschaftsarchitektur nur der Entwurf als räumlicher Rahmen erstellt werden sollte, der dann gesondert von einer Pflanzplanerin oder einem Pflanzplaner gefüllt wird. Was halten Sie davon?

Wer entwirft
Pflanzkonzepte?

Kühn: Als ich in Amerika war, habe ich das Büro von Frederick Law Olmsted besucht. Olmsted hat zum Beispiel den *Central Park* entworfen. Das Büro ist über 100 Jahre alt, und da gab es eine eigene Abteilung mit Pflanzplanerinnen und Pflanzplanern. Olmsted war eigentlich Stadtplaner und hatte verschieden spezialisierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das heißt: Ich denke, es gibt Büroinhaberinnen und Büroinhaber, die an der Pflanze interessiert sind, und die dann Pflanzpläne selbst machen. Man kann aber auch Abteilungen speziell für die Pflanzplanung einrichten, wodurch man sich pflanzliche Kompetenz ins Büro hereinholt.

Ich finde es aber schade, wenn Pflanzen als etwas dem Entwurf Additives verstanden werden. Damit verbaut man sich Möglichkeiten, den Entwurf durch den Einsatz von Pflanzen zu qualifizieren. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass man einen Entwurf über die Pflanze oder die Natur entwickeln kann. Dann kommt man zu anderen Lösungen, als wenn ein Entwurf zum Beispiel maßgeblich über Werkzeuge in einem Zeichenprogramm entwickelt wurde.



Abbildung 2 Blau-Grüne-Infrastruktur der *Haute Deûle River Banks* im französischen Lille von *Atelier de paysages Bruel Delmar*

Manchen Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten wird immer noch vorgeworfen, dass sie nicht über ausreichend Pflanzenwissen verfügen. Wie stehen Sie zu diesem Vorwurf?

Pflanzen-
kenntnisse

Kühn: Ich finde solche Diskussionen anstrengend. Wenn jemand sich mit Pflanzen nicht auseinandersetzen möchte, dann ist es eben so. Ich denke, dass diese starke Abwendung von der Pflanze eine Entwicklung aus den 1970er- und 1980er-Jahren ist, eine Folge der Ökologiebewegung. Die Ökologie hat die Pflanze seinerzeit vereinnahmt. In der Landschaftsarchitektur gab es deshalb die Bestrebungen, sich von der Ökologie abzugrenzen, also von der ökologischen Planung. Daher wurde stark auf die Gestaltung fokussiert, und die Pflanze wurde abgewertet, da man sie mit Ökologie in Verbindung brachte. Ich glaube, das hat man heute nicht mehr nötig, ich hoffe es zumindest. Personen, die diese Abneigung gegen Pflanzen immer noch vertreten, sollen das machen, aber ich glaube, dass die jungen Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten den Umgang mit Pflanzen heutzutage als Potenzial verstehen.

Ich denke auch, dass die Ökologie und die Zusammenarbeit mit der Ökologie als Chance gesehen werden muss. Außerdem bin ich der Meinung, dass heute noch zu wenig zusammengearbeitet wird. Vielleicht ist es wirklich so, dass da noch etwas aufzuholen ist, weil es womöglich eine Zeit lang vernachlässigt wurde. Ich finde es auch schade, dass die Forschung in der Pflanzenverwendung über Jahrzehnte vernachlässigt wurde, sodass man auf anderen Gebieten eigentlich wesentlich weiter ist. Aber ich glaube, dass grundsätzlich der Vorwurf überholt ist, dass sich Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten nicht mit Pflanzen beschäftigen möchten, und dass sie nichts von Pflanzen verstehen.

Die Kritik der mangelnden Pflanzenkenntnis wird beispielsweise an der Auswahl von Pflanzen für den Freiraum festgemacht. Allerdings wird die Bandbreite von verwendbaren Gehölzen stark durch die Kommunen eingeschränkt, um beispielsweise das Unfallrisiko aufgrund von Gehölzbruch zu minimieren. Inwieweit ist die Einschränkung von Seiten der Kommunen aus Ihrer Sicht berechtigt, und wann ist sie überzogen?

Kühn: Wenn es um Strauch- oder Staudenpflanzungen geht, wird nicht eingegriffen. Es geht in der Regel um Baumpflanzungen, wobei heutzutage die Verkehrssicherheit eine große Rolle spielt, aber auch der Pflanzenschutz. Da gibt es schon massive Einschränkungen, die bei der Verkehrssicherheit in der Regel juristisch bedingt sind, und weil der Pflanzenschutz von einer gewissen Hysterie über neue Krankheiten geprägt ist. Man will sich auf allen Seiten absichern und nicht dem Vorwurf aussetzen, irgendetwas falsch gemacht zu haben. Ich glaube, da ist ein bisschen mehr Gelassenheit gefragt. Die Verkehrssicherheit ist ein Problem, weil diese auch Haftungsbelange zur Folge hat. Davon wird man nicht loskommen, aber es betrifft vor allem Straßenbäume und Straßenbegleitgrün. Der Pflanzenschutz und die Pflanzenkrankheiten sind wichtige Themen, mit denen man sich auseinandersetzen muss. Man sollte nicht allen Dingen nachlaufen, die durch die Presse geistern. Es gibt Pflanzen, die jetzt leider ausgeschlossen sind: Eichen und Rosskastanien wird gerade niemand pflanzen. Also, es wird nicht einfacher, deshalb muss diese Diskussion verfolgt werden.

Wobei man es bei Pflanzenkrankheiten mit wirklich schwierigen Fragen zu tun hat. Ich war beratend tätig für den ehemaligen *Flughafen Berlin-Tempelhof*, als dieser noch ein Park werden sollte. Wir saßen mit dem Pflanzenschutzamt an einem Tisch, und es wurden eigentlich alle

Kritik am reduzierten Repertoire an Pflanzen in der Stadt

Pflanzenkrankheiten

Baumarten, die wir pflanzen wollten, vom Tisch gefegt, und am Ende sind wir wieder bei Bäumen wie Schnurbaum und Gleditschie gelandet. Aber wie gesagt: Bei Strauch- und Staudenpflanzungen gibt es in der Regel keine Einschränkungen von Seiten der Verwaltung. Einige Verwaltungen unterstützen sogar innovative Pflanzungen, darunter fallen zum Beispiel dynamische Pflanzkonzepte.

Zum Thema dynamische Pflanzkonzepte: Liegt das zunehmende Interesse an diesen Konzepten an den städtischen Pflanzenstandorten, die aufgrund von Verkehr, Klima, menschlicher Nutzung und mangelhafter Pflege immer extremer für Pflanzen werden?

Dynamische
Pflanzkonzepte

Kühn: In der Gartenkunst gibt es schon lange dynamische Pflanzkonzepte. Außerdem glaube ich nicht, dass diese Konzepte eine Reaktion auf die extremen Pflanzenstandorte in der Stadt sind. In der Naturgartenbewegung der 1970er- und 1980er-Jahren hat man sich zuletzt besonders intensiv mit der Dynamik von Pflanzen beschäftigt, zum Beispiel Louis le Roy. Bei ihm spielt sie eine wichtige Rolle, weniger starre Bilder aus Pflanzen. Deshalb denke ich, dass das Interesse an dynamischen Pflanzkonzepten etwas mit der Ökologiebewegung, mit der Abkehr von starren Bildern und dem zunehmenden Interesse an natürlichen Prozessen zu tun hat. Heute kommt hinzu, dass man sich von diesen Prozessen eine Wohlfahrtswirkung verspricht (Abbildung 3, Seite 197). Dass man die Dinge nicht mehr so exakt pflegen kann, spielt also eine untergeordnete Rolle. Hinzu kommt, dass die klassischen Schönheitskonzepte in den Hintergrund treten. Die Idee, Pflanzen nur in Beeten anzusiedeln, ist berechtigt, besonders bei Gartenschauen, verliert aber für die Stadt an Bedeutung.

» Für mich ist Natur nicht nur funktional, sondern auch emotional und atmosphärisch. Ich möchte den Diskurs über Natur in der Stadt zu diesen Aspekten vorantreiben. Um dieses Ziel zu erreichen, betrachte ich Natur nicht nur aus der ökologischen Sichtweise, sondern stelle auch den Mehrwert heraus, den die Gestaltung mit Natur für den Menschen bringt. [...] Es geht mir auch um Stimmungen durch Pflanzen, um einen Ort zum Wohlfühlen, um einen angenehmen und sinnvoll zu nutzenden Stadtraum. «

Besitzen wir das Wissen, um mit dynamischen Pflanzkonzepten umzugehen?

Kühn: Es wäre ein Problem, wenn alle das gleiche Wissen hätten. Das Berufsfeld hat sich rasant weiterentwickelt. Früher ging es vornehmlich um Gartenkunst, darüber sind wir heute weit hinaus, und es gibt unglaublich viele Bereiche, die man wissen könnte. Ich gehe nicht davon aus, dass alle alles wissen. Davon unabhängig habe ich das Gefühl, dass es ein verstärktes Interesse an dynamischen Pflanzkonzepten gibt, innerhalb, aber auch außerhalb unserer Disziplin. Es wird zum Beispiel in anderen Disziplinen viel über *Green City* gesprochen. Dabei wird über die ökologische Optimierung von Energie- und Klimaprozessen in Städten diskutiert. Deshalb glaube ich, dass sich Wissen nach Interessen, aber auch nach Notwendigkeiten richtet. Deshalb sollten wir unser Aufgabenfeld nicht nur nach un-

Wissen zur
Realisierung
dynamischer
Pflanzkonzepte

serem Wissen ausrichten, sondern unser Wissen auch nach den Aufgabenfeldern.

Liegt unsere Kompetenz überwiegend in der Entwicklung von Pflegekonzepten oder dem Entwurf von dynamischen Pflanzungen?

Dynamische Pflanzkonzepte entwerfen und pflegen

Kühn: Idealerweise wird beim Entwurf von dynamischen Pflanzungen die Entwicklung mitgedacht. Man kann keine dynamischen Pflanzungen entwerfen, ohne dass die nächsten fünf, zehn oder fünfzehn Jahre berücksichtigt werden. Es gibt Beispiele, die vielleicht nicht alle funktioniert haben, ich denke da an den *Oerliker Park* von *Zulauf, Seippel und Schweingruber* in Zürich. Hier wurden Bäume in einem Raster gepflanzt. Nach und nach sollten Bäume entfernt werden, und man hätte zukünftig entscheiden können, ob man Alleen oder lieber Lichtungen haben möchte. Auch wenn die Pflanzen dort nur schwer gedeihen, was verschiedene Gründe hat, und der jetzige Raum zwischen den Bäumen wenig Aufenthaltsqualität hat, wurde bei diesem Projekt die Entwicklung der Pflanzen mitgedacht. Auf diese Weise ist die Pflanze auch Teil des Konzepts und des Entwurfs.

Der Entwurf muss die Entwicklung des Freiraums vorausnehmen

Allgemein gesprochen: Als Idealbild stelle ich mir vor, dass die Weiterentwicklung einer räumlichen Situation, die stark von der dynamischen Pflanzenentwicklung geprägt ist, Teil des Entwurfs ist. Als Bestandteil des Entwurfs müssen dann Aussagen darüber getroffen werden, wie diese Planung nach fünf, zehn oder fünfzehn Jahren aussieht, und welche Qualität sie dann erzeugt. Das wäre auch eine besondere Qualität von einem Entwurf, dass die ursprünglich erzeugte Qualität nicht statisch bleibt.



Abbildung 3 Intensiv gestaltete Stadtnatur im *Britzer Garten* in Berlin, Parkentwurf von Wolfgang Miller, Pflanzung von Marc-Rajan Köppler und Tim Meyer

Erfordert dieses vorausschauende Denken ein anderes Wissen als das, welches man sich mit der klassischen Staudenverwendung aneignet?

Stauden-
verwendung

Kühn: Die Staudenverwendung ist ein Spezialgebiet, das sehr verführerisch ist, aber heutzutage von Spezialistinnen und Spezialisten abgedeckt wird. Wenn man sich mit der Dynamik von Pflanzen beschäftigt, muss man sich eher mit Pflanzbildern, Pflanzengemeinschaften, ökologischen Hintergründen, der Ausbreitung und Sukzession von Pflanzen auseinandersetzen. Ich weiß nicht, ob es mehr ist als in anderen Bereichen der Landschaftsarchitektur, aber die Pflanzenverwendung ist stark wissensbasiert, um sinnvoll durchgeführt werden zu können, vor allem, wenn man sich mit dynamischen Pflanzkonzepten beschäftigt.

Bei dynamischen Pflanzkonzepten sagten Sie, dass im besten Fall über fünf, zehn, fünfzehn Jahre vorausgedacht werden soll. Ist in diesen Fällen eine begleitende Pflege nicht unerlässlich?

Pflanzungen
pflegend
begleiten

Kühn: Es kommt immer drauf an, wie pflanzenlastig eine Planung ist. Es gibt Plätze, wo nur ein paar Stadtbäume stehen, ich glaube, die kann man auch ohne Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten pflegen. Wenn man von Konzepten ausgeht, die sehr auf Dynamik setzen, nehmen wir zum Beispiel den *Park am Nordbahnhof* hier in Berlin als ein in diesem Sinne gestaltetes Projekt, dann ist es sehr wichtig, dass man immer wieder pflegerisch eingreift. Man muss auch überlegen, welche Bilder dort ange-dacht waren oder welche Bilder jetzt neu entstehen müssen. Bei diesem Beispiel, dem *Park am Nordbahnhof*, finde ich es übrigens unumgänglich, pflegerisch einzugreifen. Ein Zwischending ist der *Park am Gleisdreieck*, ebenfalls hier in Berlin, wo es statische Bilder gibt, aber auch Bilder, die sich

verändern. Auch hier fände ich es sinnvoll, wenn vorausgedacht würde, wie sich die Pflanzung entwickelt. Dieser Park ist allerdings ein Sonderfall, da der Parkdirektor ein Landschaftsarchitekt ist. Also, wenn so eine Person oder Institution für Pflege und Erhalt zuständig ist, dann muss man nicht unbedingt ein Landschaftsarchitekturbüro dabei haben. Es genügt dann eine Person, die Entscheidungen treffen kann und sich auskennt. Aber allgemein würde ich es auf jeden Fall als sinnvoll erachten, eine begleitende Pflege zu installieren, besonders bei dynamischen Pflanzkonzepten.

Wäre es nicht konsequent, eine Leistungsphase 10 zu fordern und diese in der Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI) zu verankern?

Kühn: Uneingeschränkt ja. Ich finde das sehr wichtig. Ich kenne Beispiele aus der Pflanzplanung, wo Planerinnen und Planer eine Pflanzung über Jahre hinweg begleitet haben. Aber vielleicht kann es selbst für schlichte Plätze und Parks sinnvoll sein, eine Begleitung über die Fertigstellung hinaus anzustreben, da die Fertigstellung im Fall der Landschaftsarchitektur kein Endprodukt ist. Also ja, ich halte es für sinnvoll, so etwas wie eine Leistungsphase 10 einzurichten, in der es dann nicht nur um die Entwicklung von Pflanzen gehen muss, sondern der gesamte Freiraum begutachtet und begleitet wird. Wir reden jetzt schon eine ganze Weile über Pflege von Pflanzungen. Darauf dürfen wir uns im Diskurs nicht beschränken. Das heißt, wir dürfen nicht nur Pflegeprobleme aufzeigen, das reicht nicht aus.

Leistungsphase 10

Wie meinen Sie das?

Kühn: Probleme bei der Pflege von Pflanzen sind Vollzugsdefizite, die man lösen kann, wenn man will. Wir sind ja an einer Universität, um etwas vorzudenken. Wir wol-

Nicht mit Vollzugsdefiziten aufhalten

len Konzepte für die Zukunft entwickeln oder Lösungen für komplexe Probleme der Stadt der Zukunft erarbeiten. Ich glaube, wir sollten uns nicht an Vollzugsdefiziten aufhalten. Ich kann durch die Stadt gehen und sagen, dass »dieser Baum falsch geschnitten ist, oder dieser Baum zu tief gesetzt ist, da hat man vergessen, einen Baum zu wässern, dort hat man vergessen, ihn zu schneiden«. Das sind alles keine wirklichen Probleme, sondern es sind Dinge, die man in einem organisatorischen Prozess lösen kann. Aber das sind nicht die Dinge, mit denen wir uns, gerade an einer Universität, aufhalten sollten. Wir sollten Konzepte für die Zukunft entwerfen. Dynamische Pflanzkonzepte werden hier eine immer wichtigere Rolle einnehmen.

Untersuchungen zeigen, dass Vegetationsflächen, die wie dynamische Pflanzungen wild aussehen, bei vielen Menschen weniger beliebt sind. Wie geht man mit diesem Befund um?

Inszenierung
der Wildnis

Kühn: Eine Möglichkeit ist natürlich die Inszenierung, also dass man dem Ganzen sozusagen ein Drehbuch gibt und eine Fläche inszeniert, wie es in dem soeben schon angesprochenen *Park am Gleisdreieck* realisiert wurde. Ansonsten ist das Thema gar nicht so einfach zu fassen. Unbenommen davon bin ich der Überzeugung, dass das Wohlwollen gegenüber ›wilden‹ Flächen stark gestiegen ist und Natur in der Stadt heute positiver wahrgenommen wird als noch vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Die Leute wollen mitunter sogar gern etwas Wildes sehen. Ich glaube, das Problem besteht dann, wenn etwas verwildert und ungepflegt aussieht, also wenn man das Gefühl hat, dass etwas anders geplant war. Durch Verunkrautung werden ansonsten räumlich oder farblich klar definierte Rahmen verunklart. Wenn eine Fläche allerdings auf Wildheit kon-

zipiert ist, kann ich mir vorstellen, dass dies bei den Menschen heutzutage gut ankommt, wobei ich mich hier auf den städtischen Raum beziehe; für den ländlichen Raum müsste man das gesondert betrachten.

Wenn Landschaftsarchitektur ein Ausdruck des Zeitgeistes ist, gilt das auch für die Pflanzenverwendung? Wenn ja, was sagen dynamische Pflanzkonzepte über unseren Zeitgeist heute aus?

Kühn: Einerseits hoffe ich, dass Landschaftsarchitektur kein Ausdruck des Zeitgeistes ist, da es sie schon seit mindestens 300 Jahren gibt! Richtig ist, dass sie sich sehr stark vom Zeitgeist beeinflussen lässt. Wir planen ja für die Gesellschaft von morgen und nicht für die Gesellschaft von gestern. Insofern denke ich, dass wir uns schon von den Bildern, die wir kennen, beeinflussen lassen. Andererseits sollten wir natürlich durchaus auch für etwas planen, was relevant ist. Diese dynamischen Pflanzungen sind meiner Meinung nach ein Ausdruck der Sehnsucht nach etwas Verlorenem. Gerade Menschen, die in großen Städten leben, haben oft keinen Zugang mehr zur Natur, sie lernen Natur nur durch Gärten, Parks und Straßenräume kennen. Sie ertragen Dinge, die jemand um 1900 vielleicht nicht ertragen hätte, etwas, das sich verändert, vielleicht auch divers und nicht homogen ist, etwas, das auch farblich nicht nur einheitlich ist. Das halte ich für die Sehnsucht nach dieser Idee des Natürlichen, der Dynamik, dass etwas draußen stattfindet, oder dass man etwas als Natur begreift.

Was sagen
Pflanzkonzepte
über uns aus?

Abbildung 1–3 Norbert Kühn

Urbaner Metabolismus

Gespräch mit Undine Giseke

Undine Giseke setzt sich kritisch mit dem Modell der Europäischen Stadt auseinander, wenn es um die Gestaltung städtischer Freiräume geht. Das Modell basiert auf einer klaren Unterscheidung von Kultur und Natur, von Stadt und Land. Mit den Diskussionen um das Anthropozän werden diese separierten Kategorien in Frage gestellt. Alte Grenzlinien werden aufgebrochen, die Betrachtung von Verknüpfungen rückt in den Vordergrund. Dazu gehört es, den Austausch von Stoffen und deren Auswirkung auf Städte zu untersuchen. Dafür steht das Konzept des *Urbanen Metabolismus*. Im Gespräch erläutert sie, was sie unter diesem Konzept versteht, und wie sie es ausdifferenziert sehen möchte, um qualitätsvolle Freiräume zu gestalten. Die Fragen stellten die Studierenden Camilla Bender, Benjamin Georg Butz, Donna Dimitrova, Robert Esau, Mara Jerusalem, Juliane Mayer und David Misselwitz.

Wir verstehen unter »Urbanem Metabolismus« den Austausch von Stoffen wie Energie, Wasser, Nahrungsmitteln und Abfall in der Stadt. Trifft das Ihr Verständnis vom Urbanen Metabolismus?

Giseke: Diese Stoffe sind Bestandteile des Urbanen Metabolismus. Es gibt eine ganze Reihe von Ansätzen, die ihn vorrangig ingenieurwissenschaftlich beschreiben. Bei diesen Ansätzen geht es vornehmlich um Stoffstrombilanzen, Recycling und Kreislaufwirtschaft. Für uns Landschaftsarchi-

Was ist Urbaner Metabolismus?

tektinnen und Landschaftsarchitekten sind weniger die reinen Stoffströme wichtig, sondern die Verknüpfungen von Stoffströmen mit der Stadtstruktur. Ich habe vor einiger Zeit ein Interview mit Dirk Sijmons geführt. Er hat 2014 als erster Landschaftsarchitekt die *Internationale Architekturbiennale Rotterdam* kuratiert. Sijmons setzte das Thema *Urban by Nature*, bei dem er den Urbanen Metabolismus als neues Aufgabenfeld der Landschaftsarchitektur zu Beginn des 21. Jahrhunderts herausstellte. Sijmons bediente sich eines Vergleichs mit einem Auto, um sein Verständnis von Urbanem Metabolismus zu verdeutlichen: Heute würde es ihm nicht mehr genügen, sich nur damit zu beschäftigen, wie das Auto gestaltet ist, vielmehr sei es notwendig, unter die Motorhaube des Autos zu schauen, um zu verstehen, wie es funktioniert. Bezogen auf die Stadt, bedeutet das: Für ihn ist es wichtig zu verstehen, wie und warum Städte funktionieren, und sich nicht nur die Form der Stadt anzuschauen.

Stoffwechsel
verstehen

Für mich greifen beide Ansätze zu kurz, sowohl die ingenieurwissenschaftliche Analyse als auch der Vergleich mit dem Auto. Ich benutze den Begriff des Urbanen Metabolismus, weil er uns ermöglicht, Austauschprozesse zwischen dem urbanen und dem natürlichen System zu beschreiben. Und es ist wichtig, diese Austauschprozesse, und wie sie Räume prägen, besser zu verstehen. Die Ströme, die Sie angesprochen haben, und die in einer ingenieurwissenschaftlichen Analyse untersucht werden, sind Bestandteil meines Verständnisses vom Urbanen Metabolismus. Wir müssen über die reine Analyse von Stoffströmen aber hinausgehen.

Stadt als
räumliche Mani-
festation eines
Stoffwechsels

Erik A. Swyngedouw definiert Stadt als die räumliche Manifestation eines Stoffwechsels. Damit kehren sich die Verhältnisse in der Betrachtung um. Es geht dann nicht mehr primär um Ressourcenmanagement als eine dienende Funktion für die Stadt, sondern Stadt existiert nur da-



durch, dass es eine Interaktion zwischen dem urbanen und dem natürlichen System gibt. Das ist für unsere Disziplin eine interessante Sichtweise. Sie ermöglicht uns, die räumlichen Stoffwechselprozesse als eine Interaktion zwischen dem urbanen und dem natürlichen System zu verstehen und danach zu fragen, wie wir diese Interaktion planen und gestalten können, und wie sie sich räumlich ausprägt.

Wie unterscheidet sich der Metabolismus in der Hochbauarchitektur der 1960er-Jahre von Ihrem Verständnis des Urbanen Metabolismus heute?

Metabolistinnen
und Metabolisten
und ihr
utopisches
Potenzial

Giseke: Der Metabolismus in den 1960er-Jahren kam aus Japan. Es war eine Reaktion auf die städtebauliche Moderne und auf die enormen Wachstumsprozesse in Tokio nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieser Metabolismus hat einen gewaltigen Wandel in der Sichtweise auf Stadt und Stadtentwicklung bewirkt, aber vor allem auf Hochbauarchitektur. Die Gestaltprinzipien des frühen Metabolismus wurden häufig mit dem Baum verglichen: Der hölzerne Stamm stand für langlebige Komponenten, das wechselnde Blattwerk für austauschbare Komponenten. In diesem Gestaltprinzip wird eine Analogie zum Organischen hergestellt, die aber den Ansatz des Metabolismus in meinen Augen unzulässig reduziert. Dennoch hat dieser Metabolismus einen Wechsel im Verständnis bewirkt, wie man Stadt und Hochbauarchitektur als eine Komposition aus unterschiedlichen Lebenszyklen versteht. Natürlich steckt im Ansatz des frühen Metabolismus auch eine Faszination für die Technik zur Verbesserung der Welt. Manche Forschende sagen, dass dieser Metabolismus – zusammen mit dem Megastrukturalismus, dessen Protagonistinnen und Protagonisten sich teilweise als Vertretende beider Strömungen verstanden – die letzte positive Utopie des 20. Jahrhunderts formuliert haben.

Ich finde es spannend, dass der Bezug zum frühen Metabolismus bis heute in Diskussionen immer wieder auftaucht. Trotzdem übersetzen beziehungsweise interpretieren wir den Metabolismus heute anders, teils auch mit modernen Technologien. Heute verstehen wir die endlose Kombination von Modulen nicht nur als physische Verknüpfung, sondern auch als digitale Vernetzung. Die heutige Überlagerung von realen und virtuellen Räumen ähnelt den mehrschichtigen Strukturen, welche der Megastrukturalismus vor Augen hatte.

Sie sprechen von einem »urbanen« Metabolismus. Liegt der Fokus dieses Metabolismus auf der Stadt?

Giseke: Nein, den Urbanen Metabolismus kann man nicht auf die Stadt allein beziehen, er dehnt ja gerade die Systemgrenzen der Stadt und fokussiert auf Verknüpfungen. Wenn wir von einem »urbanen« Metabolismus sprechen, dann interessiert uns ein Perspektivwechsel, der die abstrakte Konstruktion eines »Draußen«, das die Stadt versorgt, überwindet. Uns interessieren folgende Fragen: Wovon lebt eine Stadt? Was geht in sie hinein, und was geht aus ihr heraus? Mit welchen anderen Räumen ist sie über diese Austauschprozesse verbunden? Wenn wir so etwas fragen, gewinnen wir ein neues Verständnis davon, wie stark die Funktionsfähigkeit einer Stadt an die Landschaft gekoppelt ist. Damit meine ich, dass wir Informationen darüber erhalten, wie eine Stadt mit dem umgebenden Landschaftsraum, aber auch mit entfernten Landschaftsräumen, interagiert. Man kann diese Betrachtungsweise noch weiten, indem man analysiert, welche Austauschprozesse es zwischen einer Stadt und dem natürlichen System des Planeten gibt, zum Beispiel hinsichtlich der Wasser- oder Klimasysteme.

Die Verknüpfung der Stadt mit anderen Räumen verstehen

Der Urbane Metabolismus, so wie ich ihn interpretiere, geht davon aus, dass das urbane und das natürliche System untrennbar miteinander verknüpft sind. Diese Einsicht wird auch durch die Diskussion über das Anthropozän gestützt, also die Auseinandersetzung über die Frage, ob man heute von einem Menschenzeitalter sprechen sollte, in dem Natur und Kultur keine getrennten Kategorien mehr bilden. Man kann also sagen, dass es eine Tatsache ist, dass das urbane und das natürliche System miteinander verknüpft sind. Trotzdem sind uns viele Austauschprozesse zwischen diesen Systemen im alltäglichen Gebrauch der Stadt nicht gegenwärtig. Das heißt, wir sehen nicht die Stoffe, die in eine Stadt kommen, und die Stoffe, die wieder herausgehen.

Kritik der
Hygienischen
Stadt

Das liegt daran, dass uns die Hygienische Stadt der Moderne blind gemacht hat gegenüber Austauschprozessen in der Stadt. Erst langsam verstehen wir wieder, welche Materialien ausgetauscht werden müssen, damit die Stadt funktioniert. Ich denke hier an Stoffe wie Wasser, Baumittel, Energie und Nahrung. Der Verbrauch solcher Stoffe in der Stadt hat auch räumlich-sozioökonomische Auswirkungen, die über eine große Distanz hinweg reichen. Seit einigen Jahren wird das »Telecoupling« genannt: Man macht an einem Ort etwas, das an einem anderen Ort eine räumliche und systemische Auswirkung hat. Solche Begriffsprägungen zeugen davon, dass wir auch im Diskurs über die Stadt anfangen, systemisch zu denken. Und genau in solche Diskurse sollten wir uns als Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten intensiv einbringen, damit wir auch gestaltend in diese Prozesse eingreifen können.

Wie sind Sie dazu gekommen, sich mit dem *Urbanen Metabolismus* zu beschäftigen?

Giseke: Ich bin seit 2003 Professorin an der Technischen Universität Berlin. Bevor ich den Ruf erhielt, habe ich an Universitäten unterrichtet und mich seit Ende der 1990er-Jahre mit urbaner Landwirtschaft beschäftigt. Auslöser für mich war, dass zu dieser Zeit erste Bilder von landwirtschaftlichen Elementen in der Stadt auftauchten, erst noch in einer spielerischen Weise, auch als raumbildendes Element.

Ein Beispiel waren die Masterpläne für die *Hafencity* in Hamburg, eines der großen Stadtentwicklungsprojekte in der Bundesrepublik. Ich habe überlegt, warum Kees Christiaanse dort Sonnenblumenfelder als ein Element des Masterplans vorschlägt. Ein anderes Beispiel war ein Weizenfeld in Leipzig, das im Zusammenhang mit der *Expo 2000* mitten in der Stadt als Kunstprojekt angelegt wurde. Diese Bilder waren für mich Anlass zu fragen, warum entstehen sie, und welche Veränderungen drücken sich in ihnen aus.

Ich habe dann das Glück gehabt, nachdem ich die Professur in Berlin antrat, eine langjährige Förderung für ein Projekt in Casablanca im Rahmen des Förderprogramms *Future Megacities* des *Bundesministeriums für Bildung und Forschung* zu bekommen. In diesem Projekt haben wir uns mit der Frage beschäftigt, wie sich in einer wachsenden Stadtregion die urbanen und ruralen Strukturen verknüpfen, welche Stoffe bei der Nahrungsmittelproduktion ausgetauscht werden, und wie sich dieser Austausch auf den Raum auswirkt. Das war mein Einstieg in die Forschung zum Urbanen Metabolismus. Besonders an unserem Ansatz bei diesem Projekt war, dass wir zum ersten Mal die systemischen Prozesse einer Stadtregion als Gestaltungsaufgabe aufgefasst haben. Was damals noch Pionierarbeit war, ist mittlerweile ein wachsendes Forschungsfeld.

Einstieg ins
Forschungs-
thema

Beim Urbanen Metabolismus spielt der Begriff des Systems eine wichtige Rolle. Es gibt einige Systemtheorien. Auf welche Systemtheorie beziehen Sie sich?

Europäische
Stadt

Giseke: Zuerst muss ich sagen, warum wir vom »System« sprechen: Wir hatten Schwierigkeiten, Stadt zu beschreiben. Wir fanden, dass unser herkömmlicher Stadtbegriff zu eng ist, um mit ihm die neuen städtischen Phänomene und Urbanisierungsprozesse zu beschreiben. Der herkömmliche Stadtbegriff setzt spätestens seit der Postmoderne auf das Modell der Europäischen Stadt. Sie kann man über bestimmte räumliche Merkmale wie Dichte, Nutzungsmischung oder gute Fußläufigkeit definieren, aber auch – wie Walter Siebel es tut – über eine Kultur des Urbanen. In diesem herkömmlichen Stadtbegriff wird ein Gegenüber formuliert: eine Kultur des Nicht-Urbane. Früher war das eindeutig das Ländliche. Aber was ist es heute? Im Anthropozän stellen wir dieses gegenüberstehende Paar von Stadt und Land, von Kultur und Natur, zunehmend in Frage. Auch unsere administrativen Raumgrenzen stimmen häufig nicht mehr mit unserer Wahrnehmung überein. Man weiß ja beispielsweise nicht, warum Spandau Teil der Stadt Berlin ist, aber Falkensee nicht. Also: Viele unserer Kategorien und Ordnungssysteme eignen sich nicht mehr als Erklärungsansätze. Wodurch können wir sie ersetzen?

Planetarisches
Urbanisierung

Neben dem Modell der Europäischen Stadt gibt es zum Beispiel das einer Planetarischen Urbanisierung. Urbanisierung wird dann ubiquitär, so wie es Christian Schmid aufbauend auf Henri Lefebvre beschreibt. Urbanisierung findet demnach überall ihren Niederschlag: in der Atmosphäre, im ländlichen Raum, in den Weltmeeren. Ein solches Modell ist einerseits erhellend, stößt aber auch an Grenzen, wenn man versucht, Zusammenhänge zu erklären, da es alle Kategorien auflöst.



Abbildung 1 Gegenseitige Durchdringung der urbanen und der ruralen Sphäre in der wachsenden Stadtregion von Casablanca

Städtisches,
natürliches
System

Ich befürworte wie andere Stadtforschende auch, den Begriff »System« zu verwenden. In der Konsequenz spreche ich nicht von Stadt oder von Natur, sondern vom städtischen und natürlichen System. Diese Begriffe haben den Vorteil, dass man Stadt und Natur in ihren Verknüpfungen beschreiben kann, als Teilsysteme, die sich jeweils aus unterschiedlichen Elementen zusammensetzen. Mein Interesse richtet sich darauf, wie diese Elemente verbunden sind, und wie sie interagieren.

Landschaft

Geht man von solchen Begriffen aus, kann man zum Beispiel die ökologischen Konsequenzen der Urbanisierung auf die Landschaft aus einer anderen Perspektive betrachten. Wobei ich hier hinzufügen muss, dass »Landschaft« für uns ein schwieriger Begriff ist, da er zumindest im Westen immer noch stark durch den Gegensatz zur Stadt geprägt ist. Außerdem haben wir von Landschaft in Europa ein ähnlich starres Bild, wie das, was wir von der Stadt haben, was ich soeben angesprochen habe. Da haben wir einfach ein kulturelles Erbe im Gepäck, das weitreichende Folgen für unser Denken und Handeln hat.

Assemblage

Mich interessiert gegenwärtig vor allem – und das geht mit dem Systembegriff besser –, wie städtische und natürliche Phänomene interagieren. Aber ich möchte auch einen Schritt weitergehen. Zum Beispiel möchte ich untersuchen, wie dieses räumliche Systemverständnis mit solchen aus der Ökologie oder den Sozialwissenschaften zusammengeht, und wo es sich von ihnen unterscheidet. Zuletzt bin ich mit dem Konzept der *Assemblage* in Berührung gekommen. Das Konzept erscheint mir hilfreich, um die Verknüpfungen zwischen Komponenten besser zu verstehen. Aber auch hier ist noch Übersetzungsarbeit erforderlich, um das Konzept für die raumgestaltenden Disziplinen fruchtbar zu erschließen. Das bildet gegenwärtig einen meiner

Arbeitsschwerpunkte, auch den meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an meinem Fachgebiet.

Sehen Sie die Urbane Landwirtschaft als einen Teil des Urbanen Metabolismus oder als ein Spezialthema?

Giseke: Der Begriff der Urbanen Landwirtschaft ist zunächst widersprüchlich und reibungsvoll, da in ihm zwei Sphären zusammengebracht werden, die wir lange als getrennt betrachtet haben. Gleichzeitig ist dieser Begriff aber auch ein Zeiger für Veränderungen. Ich finde es nicht sinnvoll, die urbane Landwirtschaft isoliert vom Urbanen Metabolismus zu betrachten. Wenn das Phänomen isoliert betrachtet wird, bleibt es ein zeitgenössisches, vielleicht ist es dann sogar eine Modeerscheinung. Interessant wird es, wenn man Urbane Landwirtschaft als eine Komponente urbaner beziehungsweise stadtreionaler Nahrungssysteme betrachtet. Dann wird deutlich, dass Urbane Landwirtschaft dafür steht, dass Stadt nicht nur Konsumentin, sondern in Teilen auch Produzentin von Nahrung sein kann.

Meine Vorstellung ist es nicht, dass Pflanzen zukünftig überall an, auf und in Gebäuden in der Stadt angebaut werden. Die *Why-Factory* hat vor Jahren in ihren Szenarien für Manhattan anschaulich gemacht, wie viele Hochhausfarmen erforderlich wären, um diesen Teil New Yorks über eine vertikale Landwirtschaft (*Vertical Farming*) mit Nahrung zu versorgen. In meinen Augen geht es aber nicht um regionale Autarkie. Dennoch glaube ich, dass wir zukünftig vermehrt bestimmte Nahrungsmittel in der Stadt oder in Stadtnähe produzieren müssen. Es wird hier zu einer großen Bandbreite von Produktionsformen kommen müssen wie Dachfarmen, Gewächshäuser, produktiven Gebäudeeinheiten und Fassaden, bodengebundenen Formen wie Stadtteilgärten oder traditioneller Landwirtschaft in

Urbane
Landwirtschaft

anderen Organisationsstrukturen wie der solidarischen Landwirtschaft. Die zentrale Frage aber ist natürlich: Was ist der Nutzen von diesen Durchdringungen? Und der liegt für mich vor allem in zwei Bereichen:

Handwerkliches
Arbeiten,
Sinnlichkeit

Zum einen glaube ich, dass man die gärtnerische Handarbeit in der urbanen Landwirtschaft nicht unterschätzen darf. Da zeigen sich Verbindungen zu dem von Richard Sennett thematisierten Handwerk, dem »Craftsmanship«, das Verbindung zum konkreten händischen Tun hat. Für mich ist es kein Zufall, dass Strömungen wie Urban Gardening oder Urban Farming und der Do-it-yourself-Trend parallel zum Fortschreiten der Digitalisierung auftreten. In einer durch digitale Medien durchdrungenen Zeit sucht man als Gegenpol ein Betätigungsfeld, in dem unmittelbar etwas erfahren werden kann.

Diese Entwicklung hat auch eine soziale Dimension. Ich glaube, wenn man die Freiraumanforderungen des 21. Jahrhunderts mit denen des 20. Jahrhunderts vergleicht, ist diese körperliche und die soziale Dimension, das heißt, etwas mit den Händen zu machen, vielleicht sogar gemeinschaftlich, wichtiger geworden, als sich im Freiraum nur erholen zu wollen. Die Anforderung, sich im Freiraum erholen zu können, war eine Reaktion auf die Industriegesellschaft und ihre Arbeitsbedingungen, in der die körperliche und zeitliche Beanspruchung anders ausgebildet war als heute.

Anders Geld
verdienen

Und der zweite Bereich, der deutlich macht, welchen Nutzen die Urbane Landwirtschaft für uns noch hat, ist die wirtschaftliche Dimension dieser neuen Landwirtschaft. Das gilt für das individuelle oder kollektive Generieren von Einkommen aber, auch regionalwirtschaftlich betrachtet, in Verknüpfung mit weiteren Bereichen wie Bildung, Gesundheit, Tourismus, Gastronomie und Forschung. Dazu kommt, dass es nicht zufällig ist, dass wir parallel zu dieser

» Wenn wir nicht nur verstehen, sondern auch in der Planung bedenken, dass der Austausch von Stoffen zwischen dem urbanen und dem natürlichen System auch im Stadtraum sichtbar werden muss, dann haben wir einen Paradigmenwechsel vollzogen, der die ästhetische Distanziertheit zu Stoffwechsel-Abläufen und Austauschprozessen aufgegeben hat. Das ist für mich eine zentrale städtebauliche und landschaftsarchitektonische Entwurfsaufgabe.«

Entwicklung über Fragen wie allgemeines Grundeinkommen nachdenken. Unsere Arbeitswelt wandelt sich stark und vermutlich werden wir weite Teile unserer Einkommen zukünftig weniger über die heute noch als klassisch angesehenen Formen von Arbeit erwirtschaften. Ich halte es für möglich, dass urbane beziehungsweise stadtreionale Nahrungsmittelproduktion eine wachsende Rolle für neue Arbeitsformen und neue lokale oder regionale Wertschöpfungsketten einnehmen kann. Sie könnte zu einem Bereich werden, der an Bedeutung gewinnt, weil man mit ihm zumindest in Teilen Einkommen kooperativ generieren kann. Das gilt gleichermaßen für die Städte des globalen Nordens wie für die des globalen Südens.

Unterscheidet sich der Urbane Metabolismus in verschiedenen Städten?

Kontextualisiertes
Wissen versus
Übertragbarkeit
von Lösungen

Giseke: Auch wenn sich konzeptionelle Fragen ähneln, sind die Lösungen für unterschiedliche Städte oft anders. Da liegen dann auch die Grenzen der Übertragbarkeit von Lösungen und des Lernens von guten Praxisbeispielen. Wir brauchen kontextualisiertes Wissen und kontextualisierte Lösungen, um den Urbanen Metabolismus zu gestalten. Europa hat zum Beispiel in vielen Bereichen der Wasserver- und entsorgung unterschiedliche Normen, mit denen es umzugehen gilt, und die Lösungen vorzeichnen. Es gibt im Zusammenhang mit diesem Thema einen Sachverhalt, den ich herausstellen möchte: Wenn wir die Austauschprozesse und Stoffströme einer Stadtregion betrachten, gibt es große Unterschiede in den Raumverknüpfungen, die sich daraus ergeben. Bestimmte Stoffströme – und das gilt unabhängig vom jeweiligen Kontext – organisieren sich eher über Nahbeziehungen, zum Beispiel die Versorgung mit Wasser. Natürlich gibt es hier Ausnahmen, wenn ich beispielsweise an die Wasserversorgung in Ägypten denke, die zum Teil über den Nil über ein Fernversorgungsnetz sichergestellt wird. Aber wo immer es möglich ist, generieren die Städte die Wasserversorgung aus ihrem Umfeld.

Interessanterweise gehören auch Baustoffe zu den Stoffströmen, für die es sich nicht rechnet, sie weit zu transportieren, wohingegen Nahrungsmittel oft weite Distanzen überwunden haben, bevor sie konsumiert werden. Vor dem Hintergrund des Klimawandels und des beschleunigten Stoffwechsels im Anthropozän diskutieren wir ja verstärkt, wie sich Transportwege verkürzen lassen und das Wirtschaften in Kreisläufen intensiviert werden kann. Wenn man das weiterdenkt, hat das auch Folgen für die urbane Bau-, aber auch Esskultur. Dabei geht es nicht um Träume-

reien einer regionalen Selbstversorgung, wohl aber um das Ausloten eines effektiveren Ressourcengebrauchs. Und das sind Fragen, die Städte in Lateinamerika oder Asien genauso betreffen wie Städte in Europa.

Spielen auch politische Rahmenbedingungen im Konzept des Urbanen Metabolismus eine Rolle?

Giseke: Ja, aber zuerst sollte festgehalten werden: Der Urbane Metabolismus ist in erster Linie ein Konzept zum Decodieren und Recodieren von Austauschprozessen. Es erhebt keinen Anspruch, Urbanisierungsprozesse vollumfänglich zu erklären und gestalten zu können.

Politische
Dimension

Aber in diesen Prozessen bilden sich, neben den Materialströmen, auch grundsätzliche Fragen der Zugangsgerechtigkeit zu Ressourcen ab: Wer hat unter welchen Bedingungen Zugang zu Grund und Boden? Wer hat Zugang zu Wasser und Energie und in welcher Form? Diese Zustände sind nicht natürlich gegeben, sondern müssen in der Gesellschaft verhandelt werden. Und das schließt Verhandlungen über den Zustand des natürlichen Systems, die Form der Infrastruktursysteme und die Bereitstellung und Kontrolle von Systemen ein. In diesem Sinne ist der Urbane Metabolismus eine sehr politische Idee. Und um es noch einmal ganz deutlich zu sagen: Er zwingt uns, über die Verknüpfungen zwischen Natur und Gesellschaft nachzudenken und zeitgemäße Verknüpfungskulturen zu entwickeln.

Wie ist es möglich, unter den heutigen Rahmenbedingungen des Entwerfens, Planens und Bauens in Deutschland die Idee des Urbanen Metabolismus zu realisieren?

Giseke: Ich möchte nicht direkt auf Ihre Frage antworten, weil ich glaube, dass sie zu kurz greift. Meines Erachtens geht es in erster Linie darum, dass wir das immer noch ver-

Stoffwechsel
sichtbar machen

breitete Konzept der Hygienischen Stadt als Paradigma des Städtebaus der Moderne hinterfragen müssen. Positiv ist, dass wir durch dieses Paradigma einen hohen Standard für unser Zusammenleben in der Stadt erreicht haben. Dieses Paradigma hat aber den Preis, dass viele der Stoffwechselvorgänge in der Stadt unsichtbar gemacht worden sind, indem sie in den Untergrund gelegt oder in andere Räume außerhalb der Stadt ausgelagert wurden. Damit können wir Stoffwechselvorgänge einfach nicht wahrnehmen und Zusammenhänge nicht verstehen. Wir müssen uns heute fragen, welche Alternativen es dazu gibt. Es geht im Umkehrschluss nicht um eine unhygienische Stadt, wohl aber um eine Stadt, in der Austauschprozesse von Stoffen wieder bewusster werden und nicht andere Räume belasten.

Keine ökologische Idylle

Gegenwärtig forsche ich, aufbauend auf dem Projekt in Casablanca, in außereuropäischen Städten, die schnell wachsen. Dort beschäftigen wir uns mit der Frage, wie man Stoffströme abhängig von den spezifischen Bedingungen der Stadt besser organisieren kann. Ich untersuche in einem interdisziplinären Forschungsteam zum Beispiel, wie das Wassersystem aufgebaut ist, wie mit Abfall umgegangen wird, und wo die Nahrung herkommt. Außerdem interessiert uns in dieser Gruppe, wie sich Ströme im Raum niederschlagen, wie sie Orte und Strukturen prägen, wie sie erlebt werden. Weiterhin fragen wir, welche Infrastruktursysteme den Bestand verbessern könnten. Wie kleinräumig oder wie großräumig sind die Infrastruktursysteme anzulegen? Wie können neue Infrastruktursysteme zur Bildung von kürzeren Kreisläufen und ökonomischen Netzwerken beitragen? Welche Rolle spielen die Bewohnerinnen und Bewohner bei dem Betrieb von Infrastruktursystemen? Lassen sich verschiedene Prozesse sinnvoll verbinden, wie zum Beispiel die Wiederverwen-

derung von Wasser, die Kompostierung von Abfällen und die Erzeugung von Nahrungsmitteln? Wenn ja, was ist der angemessene Maßstab dafür? Welche Prozesse können in den öffentlichen Raum integriert werden, welche Prozesse müssen wir in den privaten Freiraum oder in private Gebäude verlagern? Das sind keine Fragen, die auf eine ökologische Idylle abzielen. Vielmehr sind es Fragen nach den ökologischen und ökonomischen Grundlagen unseres Zusammenlebens in der Stadt.

Nun gehe ich stärker auf Ihre Frage ein, wie man den Urbanen Metabolismus in unseren Rahmenbedingungen des Entwerfens, Planens und Bauens umsetzen kann: Zugegeben, wenn Sie sich heute auf den Wettbewerbsportalen eine Auslobung anschauen, werden diese Aufgaben von der Auftraggeberschaft nur vereinzelt formuliert. Ich bin aber überzeugt, dass wir in und außerhalb von Universitäten versuchen müssen, Projekte im Sinne des Urbanen Metabolismus zu realisieren, auch weil dadurch neue Raumtypologien, Nutzungsmischungen und Raumprogramme entstehen. Vermutlich können wir auch für europäische Städte vom globalen Süden etwas lernen, zum Beispiel, wie man unsere bestehenden Infrastruktursysteme an den Klimawandel anpassen kann. Mit diesen Themen beschäftigt sich gegenwärtig auch die *IBA Heidelberg*. Kürzlich hat sie für eine große Konversionsfläche, das sogenannte *Patrick-Henry-Village* mit einer Fläche von knapp 100 Hektar, verschiedene Zukunftsszenarien entwickeln lassen. Das *Patrick-Henry-Village* hat eine schwierige städtebauliche Situation, da es ein Satellit im Sinne des modernen Städtebaus ist: Die Konversionsfläche ist umgeben von Landwirtschaftsflächen, gut an die Autobahn angebunden, aber kaum an die Stadt. Welche Nutzungsmischung muss eine zukünftige Stadt haben? In einem Szenarium

Bedingungen
in Deutschland

der *IBA Heidelberg* geht es um Stoffströme, das heißt um die Wirkung von Stoffströmen auf Gebäude und Freiräume des *Patrick-Henry-Village*. Fragen, die in diesem Szenarium beantwortet werden, sind: Wie variiert diese Organisation in Abhängigkeit von den Dichten und Typologien auf dem Gelände? Nach welchen funktionalen und gestalterischen Prinzipien kann man den Wasserkreislauf organisieren? Welche Angebote für produktive Freiräume können geschaffen werden? In welchem Maßstab? Es werden nicht nur ingenieurwissenschaftliche Lösungen gezeigt, sondern auch gestalterische Prinzipien.

Zu den Rahmenbedingungen des Entwerfens, Planens und Bauens in Deutschland gehört auch, dass ein Projekt zumeist nicht mehr von einem Landschaftsarchitekturbüro betreut wird, wenn das Projekt realisiert wurde. Wäre es nicht gerade für ein Projekt im Sinne des Urbanen Metabolismus wichtig, dass es auch nach dessen Realisierung betreut wird?

Förder-
programme
verändern

Giseke: Ja, das wäre der Idealfall. Ich habe mich immer wieder dafür eingesetzt, dass es bei der Förderung von Projekten ein Budget gibt, das nach der Fertigstellung dafür verwendet wird, Anpassungen an dem Projekt vorzunehmen. Heute ist es ja vielfach so, dass ein Wettbewerb durchgeführt wird, dann folgt die Bauphase und im Anschluss gibt es einen harten Schnitt. Dabei entstehen in öffentlichen Räumen viele neue Herausforderungen erst im Gebrauch. Deshalb wäre es für viele Projekte förderlich, wenn es Möglichkeiten der Verbesserung des Projekts nach dessen Abnahme durch die Auftraggeberschaft gebe. Wenn Sie sich zum Beispiel die durch den Bund geförderten *Nationalen Projekte des Städtebaus* angucken, dann sieht man, dass die unterstützten Projekte nach einem Förderduktus laufen,



Abbildung 2 Zurück aus der Unsichtbarkeit: Wasserfluten drängen nach einem Starkregeneignis in Berlin in den Straßenraum, 2017

bei dem es Mittel für die Erstrealisierung gibt, aber nicht für die Nachbetreuung des Projekts. Vergleichbares gilt für Förderprogramme der Europäischen Union, über die Kommunen finanzielle Mittel für die Veränderung ihrer Räume erhalten, zum Beispiel für die Gestaltung von Wegen oder Ufern. Fördertechnisch lässt sich das gut abwickeln, aber mit Blick auf die Anpassungsfähigkeit der Projekte ist das nicht sinnvoll.

Wäre es nicht konsequent, die *Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI)* zu verändern, um prozessorientierte Planungsverfahren zu stärken?

Prozessorientierte Planungsverfahren

Giseke: Das berührt die Frage nach Produkt und Prozess. Bis ein stärker prozessorientiertes Denken wirklich seinen Niederschlag in der *HOAI* findet, ist es vermutlich noch ein langer Weg. Wenn Sie mich fragen, würde ich eher versuchen, bei den Förderschienen anzusetzen. Wenn Prozesse und Rückkopplungsmöglichkeiten in diesen Bereichen stärker verankert werden, werden sich auch Honorarregelungen Stück für Stück anpassen. Wir sprechen damit ja auch wirklich eine besondere Eigenart der landschaftsarchitektonischen Projekte an, etwas, was diese vom Hochbau deutlich unterscheidet. Ist ein Gebäude erst einmal gebaut, ist der Spielraum nachzusteuern eher gering. Bei der Gestaltung von Landschaften und Freiräumen spielt dagegen der Faktor Zeit eine zentrale Rolle. Das wurde auch im Rahmen der Ausstellung *draußen. Landschaftsarchitektur auf globalem Terrain*, einer Gruppenausstellung, die 2017 im Architekturmuseum der Technischen Universität München stattfand, noch einmal besonders deutlich. Die in der Ausstellung gezeigten Projekte beschäftigen sich mit Transformationsprozessen über einen langen Zeitraum. Sie setzen zunächst auf ein Verstehen von komplexen Zu-

sammenhängen, bevor es um schrittweise – und teils auch kleine – Interventionen geht, die Veränderungsprozesse in Gang setzen. Für Nicht-Landschaftsarchitektinnen und Nicht-Landschaftsarchitekten birgt eine solche Herangehensweise immer wieder auch große Lerneffekte. Diese besondere Kompetenz, die die Landschaftsarchitektur damit in die Gestaltung von urbanen Prozessen einbringen kann, spiegelt sich bislang viel zu wenig in der Finanzierung und Förderung ihrer Projekte wider.

Auf wie viel Akzeptanz trifft eine solche Arbeitsweise? Stößt sie nicht häufig auch an Grenzen der Umsetzung?

Giseke: Grenzen haben Sie immer, die gehören einfach dazu, wenn man urbane Räume verhandelt. Wenn Sie Lösungen vorschlagen, die neue Wege erforderlich machen, die mehrere Akteurinnen und Akteure einbinden, die komplex sind, dann sind viele Hürden zu überwinden, und nicht immer gelingt das. Vielfach ist es auch eine Kostenfrage, jedoch nicht ausschließlich. Das Kostenargument wird oft zu schnell ins Spiel gebracht, dabei liegen die Anforderungen oftmals in anderen Bereichen. Wenn es zum Beispiel um eine stärkere Ko-Produktion von Räumen geht, also ein Zusammenwirken mehrerer Akteurinnen und Akteure, dann erfordert dies mehr Koordination und Kommunikation, also vor allem mehr Zeit und das Identifizieren von möglichen Schnittstellen. Da gäbe es sicher auch noch so manches vorgeschobene Argument zu entblößen. Aber andersherum gesagt: Was ist unsere Aufgabe als Universität?

Zum einen geht es natürlich darum, Sie fit für die Praxis zu machen. Aber Universitäten sind eben auch die Orte, an denen nicht nur bestehendes Wissen vermittelt, sondern auch neues Wissen generiert wird. Wir als Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten beschäftigen

Über Grenzen hinweg denken

Universität muss neues Wissen generieren

uns dabei mit den Herausforderungen der unterschiedlichen Formen der Raumproduktion. Doch gerade in diesem Bereich bringt auch die Gesellschaft aktiv stetig neue Formen und Anforderungen hervor. Solche Strömungen müssen wir ebenso aufnehmen. Das ist ein reflexiver Prozess, der eine Übersetzung auch in die verschiedenen Fachpolitiken finden muss. Es ist unsere Aufgabe, nicht nur Entwürfe hervorzubringen, sondern auch Instrumente und Verfahren weiterzuentwickeln, die dazu beitragen, dass neue Lösungen tragfähig und implementierbar werden und in der Praxis Akzeptanz finden, was bislang noch nicht gängige Praxis ist. Das ist immer ein reibungsvoller Prozess.

Worin liegt der größte Beitrag der Disziplin Landschaftsarchitektur zum Urbanen Metabolismus?

Hobrecht
weiterdenken

Giseke: Nun, ich sehe darin ganz neue Gebiete des landschaftsarchitektonischen Entwerfens. Diese deuten sich heute schon an, wenn wir von einer hybriden oder multi-codierten Gestaltung von Freiräumen sprechen. Im Kern geht es um die Frage, welche Anforderungen wir zukünftig an die Gestaltung von Freiraum- und Infrastruktursystemen haben, und wie sich diese Anforderungen räumlich manifestieren. Wie müssen Infrastruktursysteme im 21. Jahrhundert aussehen, zum Beispiel im Unterschied zu den Infrastruktursystemen, die vor etwa 160 Jahren, zu Zeiten von James Hobrecht, entwickelt wurden? Hobrechts Entwässerung war damals eine wegweisende systemische Lösung, aber mit dem Mangel der fehlenden Reinigungsstufen, bevor das Abwasser versickerte. Heute haben wir höhere Standards, neue Herausforderungen durch den Klimawandel und veränderte gesellschaftliche Ansprüche. Das kann man am Projekt *Flussbad Berlin* ganz gut sehen.

Generell wird untersucht, um beim Beispiel Wasser zu bleiben, wie unterschiedliche Abwässer – Regenwasser, Grauwasser, Schwarzwasser, industrielles Abwasser – stärker zu trennen sind und in unterschiedlichen Kreisläufen der Aufbereitung und Wiederverwendung zugeführt werden können. Damit entstehen neue Schnittstellen für die Gestaltung von Freiräumen auf der Mikro- wie auf der Makroebene. Das sind äußerst relevante systemische und zugleich gestalterische Fragen, vor allem für die schnell wachsenden Städte, die ihre Infrastruktursysteme gerade erst etablieren. Es betrifft zum Beispiel die Frage, wie informelle Siedlungen unter den Bedingungen eingeschränkter Raum- und Finanzressourcen sinnvoll nachgerüstet werden können. Es gilt aber auch für die Art und Weise, wie wir die Städte in Europa weiter bauen. Ich möchte das Beispiel aus der *IBA Heidelberg* nennen, das ich bereits erwähnt habe, das *Patrick-Henry-Village*. Es ist, wie gesagt, eine Konversionsfläche in der Tradition des modernen Städtebaus als Satellit. Diese Fläche soll zu einem nutzungsgemischtem Quartier entwickelt werden. Ich habe erwähnt, dass man dieses Ziel zum Beispiel dadurch erreichen will, dass man den Stoffwechsel nicht weiter versteckt, sondern sichtbar macht. Ein Forschungsprojekt, an dem auch die Universität Hohenheim beteiligt ist, geht noch einen deutlichen Schritt weiter. Das Projekt untersucht, wie sich Verknüpfungen zwischen den urbanen und landwirtschaftlichen Wasserströmen herstellen lassen, indem man bestimmte Stoffe in den Siedlungsabwässern belässt und diese als Dünger auf den landwirtschaftlichen Flächen verwendet. Neben der neuen Organisation von Stoffströmen mit der dazugehörigen Infrastruktur können so auch neue Verbrauchsgemeinschaften entstehen. Für derartige, stärker als Kreislauf orientierte Systeme, braucht man Platz, da-

mit zum Beispiel das Grauwasser vor Ort gesammelt und aufbereitet werden kann. Solche Technologien sollten sich schlüssig in den Lebensalltag eines Quartiers einbinden und bestenfalls dazu beitragen, die Alltagsqualitäten von Wohnquartieren und die dortigen Lebensstile zu prägen. Noch sind viele Fragen im Zusammenhang mit dem Urbanen Metabolismus offen, etwa die, wie weit eine Restrukturierung von Infrastruktursystemen in den bestehenden Städten gehen kann, welche Auswirkungen das auf die Alltagspraktiken hat, aber auch, wo die ökonomischen Grenzen der Anpassung sind.

Es braucht dafür fachpolitische und rechtliche Regelungen, aber auch architektonische Lösungen. Alles in allem stellen diese Aufgaben wichtige Zukunftsfelder für das landschaftsarchitektonische Entwerfen dar. Der Umgang mit Wasser in der Stadt ist nur ein Beispiel. Es geht auch um die zukünftige Gestaltung urbaner beziehungsweise stadtreionaler Nahrungssysteme und darum, wie wir Städte so umbauen, dass sie auf die klimatischen Herausforderungen wie Starkregen, Überflutungen oder Hitzestress besser reagieren können. Dabei schwingt mit, wie wir unsere ästhetische Distanziertheit zu Natur und Landschaft überwinden und zu einer neuen Ästhetik der Verknüpfung kommen.

Wenn man die Begriffe »Konzept« und »Entwurf« verwendet, um sprachlich zwischen Ideenvorschlägen für einen Raum (Konzept) und Gestaltungsvorschlägen für einen Raum (Entwurf) zu unterscheiden, entwickeln Sie eher Konzepte für den Raum, weniger Entwürfe?

Konzept oder Entwurf?

Giseke: Das finde ich extrem schwierig zu beantworten. Ich weiß, dass ich immer in die konzeptionelle Ecke gesteckt werde, auch mein Fachgebiet. Aber das ist für mich so, wie ich es soeben für die Kategorien Stadt und Land, Kultur



Abbildung 3 Produktive Mikrolandschaften im Zentrum von Paris, 2017

und Natur angesprochen habe: Dieses Denken in getrennten Kategorien, dazu gehören auch die Kategorien Konzept und Entwurf, ist überholt. Also auch bei der Frage des konzeptionellen Arbeitens und des Objektentwurfs trete ich für verschwimmende Grenzen ein. Das hat auch mit dem Ansatz des systemischen Entwerfens und dem simultanen Umgang mit Maßstäben zu tun, den wir in der Forschung, in der Lehre und in der Berufspraxis praktizieren.

In Kigali, wo wir momentan im Forschungsprojekt *Rapid Planning* arbeiten, versuchen wir am Beispiel einer informellen Siedlung maßstabsübergreifend und mit sehr unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren zusammenzuarbeiten, um zu angemessenen Vorschlägen für den Weiterbau der Siedlung zu kommen. Das heißt, einerseits werden im Forschungsteam Stoffströme auf der Ebene der Stadtregion modelliert, andererseits wird eine informelle Siedlung als Beispielraum betrachtet und untersucht, wie ihre Infrastruktursysteme weiter aufgebaut werden und Synergien zwischen einzelnen Stoffströmen erzeugt werden können. Es geht im Einzelfall so weit, dass wir Lösungsvorschläge detaillieren, sodass man etwas umsetzen kann. So bauen wir zum Beispiel Grau-Wasser-Boxen, also kleine Bauelemente zum Reinigen von verschmutztem Wasser, genau genommen von Grauwasser aus Küche und Bad. Vor dem Bau dieser Bauelemente haben wir Haushalte ausgesucht, die solche Reinigungseinheiten in ihren Höfen aufstellen. Wir kooperieren vor Ort auch mit einer Schule, die Probleme mit Überflutung und Hangerosion aufgrund der steilen Hanglage hat. Sie ist für viele informelle Siedlungen typisch. Dort laufen Schulräume in der Regenzeit mit Wasser voll. Hier haben wir mit unseren Projektpartnerinnen und Projektpartnern das Konzept *Sponge School* entwickelt und versuchen, die Wasserrückhaltekapazität dieser Schu-

le durch kombinierte Maßnahmen wie Bepflanzungen oder Regenwasserführung und -speicherung zu erhöhen.

Allgemeiner ausgedrückt: Mein Ideal ist, dass wir für systemische Lösungen diesen Bogen über die Maßstäbe hinweg mehr und mehr spannen können. In unserer Büropraxis – ich bin ja Mitinhaberin von *bgmr Landschaftsarchitekten* – praktizieren wir solche Ansätze schon lange, heute bezeichnen wir diese Arbeitsweise als *Transscale*. Wir mögen Projekte, in denen wir versuchen, neue Lösungsansätze auf der konzeptionellen Ebene zu entwickeln und zugleich anhand von ersten Bausteinen aufzeigen, wie sie in räumliche Lösungen überführt werden können. Wir sagen von diesen Projekten immer, dass wir die Maßstabebenen »durchbrennen«. Mir ist eine solche Arbeitsweise wichtig, um Transformationsprozesse in Gang zu setzen.

Unsere universitären Systeme sind jedoch eher vertikal als horizontal aufgebaut, mit klaren Aufgabenzuweisungen an die Fachgebiete. Diese Ordnung spiegelt sich auch in den Verwaltungsstrukturen, auch wenn dort immer häufiger projektbezogene Arbeitsgruppen gebildet werden. Ich würde mir ein solches projektbezogenes Arbeiten auch an der Universität mehr wünschen. Man müsste gucken, wie man das mit der vorhandenen Lehrkapazität und den heutigen formalen Anforderungen an einen Studiengang bewerkstelligen kann. Ja, wie kriegt man das hin? Ich fände es wichtig, wenn wir dieses Thema einmal angingen.

Maßstäbe
durchbrennen

Universitäre
Struktur
überdenken

Sie haben nicht nur, aber auch, für Ihre Machbarkeitsstudie *Oase Welzow*, die Sie für die *Internationale Bauausstellung Fürst-Pückler-Land* und die Stadt Welzow angefertigt haben, den *Gottfried-Semper-Architekturpreis* erhalten. In Kommentaren zur Begründung dieser Auszeichnungen steht, dass Sie Belange des Naturschutzes in Ihre Planung integrieren. Was ist damit gemeint?

Wider die
Rekultivierung

Giseke: Nun, den *Gottfried-Semper-Architekturpreis* habe ich nicht allein für das Projekt in Welzow bekommen, sondern insgesamt für meine Projekte in der Praxis, aber auch für meine Forschungsarbeit, insbesondere für das Projekt in Casablanca. Die Statuten des Preises sehen vor, dass er an Personen verliehen wird, die sich in ihren Projekten um ökologische Ansätze bemühen. Das Projekt *Oase Welzow* habe ich damals mit meinem Büro und in Zusammenarbeit mit *archiscape* entwickelt. Die Idee war, bei der Gestaltung der Bergbaufolgelandschaft für den Tagebau in Welzow nicht auf das Standardrepertoire der Rekultivierung zu setzen. Sie macht den Eingriff in die Landschaft durch den Kohleabbau unkenntlich. Außerdem wirft sie den »Mantel der Heilung über das Gelände«, wie wir es damals nannten. Diese Formulierung war notwendig, denn es war schon bemerkenswert, mit welcher Akribie an einer Landschaft gearbeitet wurde, die sich – bis auf die neu entstandenen Seen – nahezu vollständig an der Wiederherstellung des Ausgangszustandes der Landschaft orientierte, so als ob es den Kohleabbau nicht gegeben hätte!

Der Gedanke unseres Projekts war ein anderer. Wir haben weitgehend auf Bepflanzungen und Bodenaufwertung verzichtet und wollten das vorhandene Bergbaugerät nutzen, um auf einer Teilfläche von etwa 1000 Hektar eine artifizielle Hügellandschaft zu schaffen. Diese Hügel aus unterschiedlichen Böden sollten nach und nach, ohne

»Wir fanden, dass unser herkömmliche Stadtbegriff, dem das Modell der Europäischen Stadt zugrunde liegt, zu eng ist, um mit ihm die neuen städtischen Phänomene und Urbanisierungsprozesse zu beschreiben. [...] Ich spreche nicht von Stadt oder von Natur, sondern vom städtischen und natürlichen System. Diese Begriffe haben den Vorteil, dass man Stadt und Natur als Einheit beschreiben kann, die sich aus Elementen zusammensetzt. Mein Interesse richtet sich darauf, wie diese Elemente verbunden sind, und wie sie interagieren.«

weiter einzugreifen, und durch Sukzession mit Vegetation besiedelt werden. Der Vorgang war auf mehrere Jahrzehnte angelegt, auch die weitere Formung der Hügel durch Wind und Wasser war in den Vorgang eingeschlossen. Unser ökologischer Gedanke war nicht rückwärtsgewandt. Wir wollten nicht zurück zu einer Landschaft vor dem Kohleabbau, sondern vorwärtsgehen zu einer neuen Landschaft mit Standortvielfalt und einem völlig neuen Erscheinungsbild, das die Spuren des industriellen Eingriffes zeigt. Der Weg zu einer solchen Landschaft hätte sich nicht vollständig planerisch und gestalterisch steuern lassen, und er wäre auch mit Unsicherheit verbunden gewesen. Das Projekt ist letztlich am Widerstand einer Bürgerinitiative aus umliegenden Gemeinden gescheitert, weil das Erscheinungsbild dieser neuen Landschaft für die Bevölkerung zu nah an der Bergbaulandschaft gewesen wäre.

Was sehen Sie zukünftig als größte Herausforderungen Ihrer Forschung an?

Giseke: Im 20. Jahrhundert ist der Urbane Metabolismus mit dem Städtebau der Moderne und dem Leitbild der Hygienischen Stadt in eine Unsichtbarkeit gedrängt worden. Vor dem Hintergrund des extremen Anstiegs des globalen Stoffwechsels unserer sich urbanisierenden Gesellschaft ist es jetzt an der Zeit, die Kehrseiten dieses Unsichtbar-Machens deutlicher in den Blick zu nehmen und die darin zum Ausdruck kommende Grundhaltung gegenüber der Umwelt zu hinterfragen. In der metabolischen Stadt des 21. Jahrhunderts werden Stoffwechsel-Abläufe und die Interaktionen zwischen Stadt und Natur wieder erfahrbarer. Darin deutet sich ein städtebaulicher Paradigmenwechsel an, der die Dichotomie von urban und natürlich in neuartiger Weise überwindet. Wir holen das, was wir nicht sehen wollten, wieder in den urbanen Alltag. Wir denken Materialität und Prozesse zusammen und fordern Raum dafür ein. Wir geben unsere ästhetische Distanziertheit zu diesen Vorgängen auf. Es geht um neue Verknüpfungskulturen: räumlich, strukturell, funktional und auch ästhetisch.

Damit sind zentrale städtebaulich-landschaftsarchitektonische Gestaltungsaufgaben verbunden. Sie können von der Ebene der Politiken, Konzepte und Strategien oder von der Ebene der Projekte aus angegangen werden. Diese gestalterischen Eingriffe müssen systemisch gedacht werden, auch wenn sie in der konkreten Umsetzung zunächst räumlich sehr begrenzt sein können wie eine Mikrofarm auf dem Dach oder ein Wasserplatz im Quartier. Ein Baustein auf diesem Weg war zum Beispiel die Mitarbeit an der langfristigen Freiraumkonzeption für München, in der die Gestaltung der Stoffströme als eine von drei freiraumplanerischen Leiterzählungen – neben Entschleunigung und

Verdichtung – erstmals freiraumplanerisch für eine Stadt verankert werden konnte. Mit diesem Konzeptgutachten ist eine wichtige freiraumpolitische Grundlage geschaffen, auf deren Basis von der Stadt nun weitere wegweisende Stoffstrom-Projekte entwickelt werden können.

Systemisches Entwerfen zu praktizieren, bedeutet das Einnisten in einen Maßstab zu überwinden. Systemisches Entwerfen hilft zu verstehen, wie Prozesse gleichzeitig auf mehreren Maßstabsebenen ablaufen, und es trainiert das Switchen zwischen den Maßstäben. Mit ihm ergeben sich neue Verknüpfungen zwischen Räumen, Dingen, Funktionen, Akteurinnen und Akteuren. Ich glaube, dass diese Form des horizontalen Verknüpfens die zukünftige Stadt weit mehr bestimmen wird. Insofern ist mir der Begriff der Verknüpfungskulturen sehr wichtig und auch die Frage, wie wir diese Verknüpfungen als Planerinnen und Planer, sowie als Gestalterinnen und Gestalter stimulieren können. Ich sehe an meinem Fachgebiet interessante theoretische Ansätze rund um das Konzept der *Assemblage*, zu dem wir verstärkt forschen wollen, um es für unsere Praxis als Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten fruchtbar werden zu lassen. Wenn ich darüber hinaus betrachte, wo meine Kompetenzen liegen, und was ich beitragen kann, würde ich mir parallel zur Theoriebildung ein städtebaulich-metabolisches Projekt als ein Reallabor wünschen. Und auch daran arbeite ich.

Ersetzen durch
systemisches
Entwerfen

Abbildung 1 Jutta Henglein - Bildau

Abbildung 2, 3 Undine Giseke

Viertes Kapitel

Anhang

Auswahlbibliografie

Alltagstauglichkeit

Aicher, Otl (1992): Die Welt als Entwurf. Berlin.

Alexander, Christopher und Sara Ishikawa sowie Murray Silverstein (2011): Eine Muster-Sprache. Städte, Gebäude, Konstruktion [1977]. Zweite und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Hermann Czech. Wien.

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (Hg.) (2016): Leitfaden Barrierefreies Bauen. Hinweise zum inklusiven Planen von Baumaßnahmen des Bundes. Berlin.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hg.) (2012): Nachhaltig geplante Außenanlagen auf Bundesliegenschaften. Empfehlungen zu Planung, Bau und Bewirtschaftung. Berlin.

Gehl, Jan (2015): Städte für Menschen [2010]. Berlin.

Loidl-Reisch, Cordula (2012): Im Freien. Von Spielorten, Spielplätzen und der bespielbaren Stadt. In: Ernst Strouhal, Manfred Zollinger und Brigitte Felderer (Hg.): Spiele der Stadt: Glück, Gewinn und Zeitvertrieb. Wien und New York, Seiten 202–213.

Loidl-Reisch, Cordula (2014): Was Pfade über Freiraumerschließung verraten. In: Zoll+. Jahrgang 24, Heft 25, Seiten 14–17.

Loidl-Reisch, Cordula (2015): Was ist bequem? In: Garten+Landschaft. Jahrgang 125, Heft 10, Seiten 44–45.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (Hg.): Berlin – Design for All. Öffentlicher Freiraum. Berlin 2011.

- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (Hg.)
(2012): Berlin – Design for All. Öffentlich zugängliche Gebäude.
Berlin.
- Tessin, Wulf (2008): Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume
zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden.
- Tessin, Wulf (2011): Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte
der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Zweite Auflage.
Wiesbaden.
- Wenzel, Jürgen (2003): Die Freiräume der zweiten Moderne.
In: Stadt+Grün. Jahrgang 52, Heft 2, Seiten 9–12.

Atmosphäre

- Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre. München.
- Böhme, Gernot (2013): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik.
Siebte, erweiterte und überarbeitete Auflage [1995]. Berlin.
- Brandstätter, Ursula (2008): Grundfragen der Ästhetik. Bild–Musik–
Sprache–Körper. Köln, Weimar und Wien.
- Hauskeller, Michael (1995): Atmosphären erleben. Philosophische
Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Zweite Auflage. Berlin.
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz (2011): Theorie der Gartenkunst
[1779–1785]. Fünf Bände in zwei Bänden. Hildesheim.
- Holl, Steven und Juhani Pallasmaa sowie Alberto Pérez-Gomez (1994):
Questions of Perception: Phenomenology of Architecture.
San Francisco.
- Meisenheimer, Wolfgang (2004): Das Denken des Leibes und der
architektonische Raum. Köln.
- Pallasmaa, Juhani (2013): Die Augen der Haut. Architektur und die
Sinne. Zweite überarbeitete Auflage. Los Angeles.
- Pérez-Gómez, Alberto (2016): Attunement. Architectural Meaning after
the Crisis of Modern Science. Cambridge (Massachusetts).

- Spitzer, Leo (1944 und 1945): Classical and Christian Ideas of World Harmony: Prolegoma to an Interpretation of the Word »Stimmung«. In: *Traditio*. Jahrgang 2, Heft 2, Seiten 409–464 und Jahrgang 3, Heft 3, Seiten 307–364.
- Weidinger, Jürgen (Hg.) (2014): *Atmosphären Entwerfen*. Berlin.
- Wolfrum, Sophie und Alban Janson (2016): *Architektur der Stadt*. Stuttgart.
- Zumthor, Peter (2006): *Atmosphären. Architektonische Umgebungen. Die Dinge um mich herum*. Basel.

Designing Urban Nature

- Dreiseitl, Herbert und Dieter Grau sowie Karl H. C. Ludwig (Hg.) (2001): *Waterscapes: Planning, Building and Designing with Water*. Basel.
- Dunnett, Nigel und James Hitchmough (Hg.) (2004): *The Dynamic Landscape*. London.
- Foerster, Karl (1922): *Vom Blütengarten der Zukunft*. Berlin.
- Gerritsen, Henk (2014): *Gartenmanifest*. Stuttgart.
- Hansen, Richard und Friedrich Stahl (2016): *Die Stauden und ihre Lebensbereiche [1981]. Sechste Auflage*. Stuttgart.
- Jorgensen, Anna und Richard Keenan (Hg.) (2011): *Urban Wildscapes*. Abingdon.
- Kingsbury, Noel und Piet Oudolf (2013): *Planting: A New Perspective*. Portland.
- Kowarik, Ingo und Stefan Körner (Hg.) (2005): *Wild Urban Woodlands. New Perspectives for Urban Forestry*. Berlin.
- Kühn, Norbert (2011): *Neue Staudenverwendung*. Stuttgart.
- Lange, Willy (1907): *Gartengestaltung der Neuzeit*. Leipzig.
- Plomin, Karl (1977): *Der vollendete Garten. Die Kunst, mit Pflanzen umzugehen*. Stuttgart.
- Rainer, Thomas und Claudia West (2015): *Planting in a Post-Wild World*. Portland.

Witt, Reinhard (2006): Nachhaltige Pflanzungen und Ansaaten. Kräuter, Stauden und Sträucher. Ottenhofen.

Urbaner Metabolismus

- Baccini, Peter und Paul H. Brunner (1991): *Metabolism of the Anthroposphere*. Berlin und Heidelberg.
- Baccini, Peter und Hans-Peter Bader (1996): *Regionaler Stoffhaushalt. Erfassung, Bewertung und Steuerung*. Heidelberg, Berlin und Oxford.
- Dijst, Martin u. a. (2018): Exploring Urban Metabolism – Towards an Interdisciplinary Perspective. In: *Resources, Conservation and Recycling*. Jahrgang 30, Heft 132, www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0921344917302926 (abgerufen am 1. Mai 2018), Seiten 190–203.
- Fischer-Kowalski, Marina und Helmut Haberl sowie Walter Hüttler u. a. (1997): *Gesellschaftlicher Stoffwechsel. Ein Versuch in sozialer Ökologie*. Amsterdam.
- Gandy, Matthew (2006): *Urbaner Metabolismus: Bilder und Leitbilder im Wandel. Das Wasser, die Moderne und der Niedergang der bakteriologischen Stadt*. In: Susanne Frank und Matthew Gandy (Hg.): *Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne*. Frankfurt am Main und New York, Seiten 19–41.
- Gleich, Arnim von und Stefan Gößling-Reisemann (Hg.) (2008): *Industrial Ecology. Erfolgreiche Wege zu nachhaltigen industriellen Systemen*. Wiesbaden.
- Giseke, Undine und Dirk Sijmons sowie Werner Aeschbach (2017): *Trialog_4. Urbane Stoffkreisläufe*. In: IBA Heidelberg (Hg.): *LOGbuch N° 1. Die Wissensstadt von morgen – Reflexionen*. Zürich, Seiten 96–100.

- Giseke, Undine (2018): The City in the Anthropocene – Multiple Porosities. In: Sophie Wolfrum u. a. (Hg.): Porous City – From Metaphor to Urban Agenda. Basel, Seiten 200–204.
- Hagan, Susannah (2015): Ecological Urbanism: The Nature of the City. New York.
- Kennedy, Christopher und John Cuddihy sowie Joshua Engel-Yan (2007): The Changing Metabolism of Cities. In: Journal of Industrial Ecology. Jahrgang 11, Heft 2, Seiten 43–59.
- Musango, Josephine Kaviti und Paul Currie sowie Blake Robinson (2017): Urban Metabolism for Resource Efficient Cities: From Theory to Implementation. www.resourceefficientcities.org/wp-content/uploads/2017/09/Urban-Metabolism-for-Resource-Efficient-Cities.pdf (abgerufen am 1. Mai 2018). Paris.
- Prytula, Michael (2011): Ein integrales Energie- und Stoffstrommodell als Grundlage zur Bewertung einer nachhaltigen Entwicklung urbaner Systeme. Dissertation. www.depositonce.tu-berlin.de/handle/11303/3425 (abgerufen am 1. Mai 2018). Berlin.
- Swyngedouw, Erik (2017): Metabolische Stadtentwicklung – und das Phantom der nachhaltigen Stadt. In: IBA Heidelberg (Hg.) Logbuch N° 1. Die Wissensstadt von morgen – Reflexionen. Zürich, Seiten 90–95.

Sach- und Personenregister

In das Sach- und Personenregister wurden nur Begriffe und Namen aus den Aufsätzen, Gesprächen und Fußnoten aufgenommen.

A

Adorno, Theodor W. 71
AL_A [Amanda Levete Architects] 143
Alltagstauglichkeit 19 51–65
129–150
Altrock, Uwe 28
Ammon, Sabine 33
Analoge Architektur 154
Anthropozän 20 175 203 208
210 216
archiscape 230
Assemblage 212 233
Ästhetik 25–27 78 96
Atelier de paysages Bruel
Delmar 191
Atelier Loidl Landschafts-
architekten 57 144
Atmosphäre 16–18 67–90 92
151–179

Aufforderungscharakter 163
Austauschprozesse 105–125
203–233

B

Baccini, Peter 105–106 113 116
Bachelard, Gaston 88
Bader, Hans-Peter 106 116
Barrierefreiheit 21 25 141–143
Basic-Green 59
Batty, Michael 109
Baumgarten, Alexander 71
Benjamin, Walter 86
Bequem 19 56 59 129–130
132 135 137 146 150
Berger, Hartwig 120
Berliner Philharmonie 157
Berufliche Spezialisierung
21–22 189–190

Bewegung, menschliche 25
54 136 142 152 162–163 74
bgrmr Landschaftsarchitekten
279
Binsky, Jens 83
Boyden, Stephen 112
Böhm, Ulrike 21–29
Böhme, Gernot 67–90
Bürgerbeteiligung 21–22 25
43 168 174 231
Brache → Wildnis
Brecht, Bertolt 86
Bringezu, Stefan 113
Britzer Garten, Berlin 197
Brunner, Paul 113
Buchwald, Dagmar 39–40 42
Burckhardt, Lucius 45
Burke, Edmund 96

C

Campus des Museums der
Arbeit, Hamburg 161–162
Central Park, New York 190
Charakter 67–90 96 102 114
151–181
Chicago Riverwalk 135
Christiaanse, Kees 209
Clément, Gilles 93
Crusoe, Robinson 75

D

Darwin, Charles 109
Dekonstruktivismus 58
Denaeyer-De Smet, Simone
111–112
Denkmalpflege 21 148
Denkstil 25 32
Designing Urban Nature 91–103
Detaillierendes Entwerfen 19
102 129 133 228
Deweys, John 26
Digital 21 25 32 58 148
Diskurs, perspektivübergreifend
14–15 31–46
Diversity 130
Dolasse, Jürgen 170
Do-it-yourself-Projekt 21 62
216
Duthweiler, Swantje 91–103
Duvigneaud, Paul 111–112

E

Eco-Audits 118
Effizienz 19 147
Ehrenfels, Christian von 40
Einfühlung 155
Ellenberg, Heinz 106
Emotion → Stimmung
Entwerfen
-gestalthaftes 39–42
-systemisches →
Systemisches Entwerfen
-tentatives 42–44

Entwurf

- basiertes Forschen 178
- begriff 14–15 31–46
228–229
- erfahrung 178
- leitfaden 160–162
- methode 35–28
- problem 35
- thema 35–36 160–165
- werkzeug 37

Erhabenheit 41 96–97

Erleben 16 18–19 26–27
67–90 151–179 180 185
214 218

Europäische Stadt 19 203 210

Expo 2000 209

F

Faulbrunnenplatz, Wiesbaden

→ Platz der Deutschen

Einheit, Wiesbaden

Feldhusen, Sebastian 11–20

31–47

FIFA-Hauptsitz, Zürich 92 101

Figal, Günter 35

firmitas 24 74

Fischer-Kowalski, Marina

107–108 113 119

Fleck, Ludwik 24 32

Flussbad Berlin 224

Form 130–131 159

Foucault, Michel 26–27

Freiraum

- planung, sozialwissen-
schaftliche 51–65 133 154
- pflege 15 53–54 58–60
64–65 138 148–149
- verhalten 51–65 129–148
- vulnerabilität 15 52–54

Freud, Sigmund 71

Frisknecht, Rolf 110 116

Froschauer, Eva Maria 33

Funktion 58–60 130–131

159–160

Funktionalismus 64

Führ, Eduard 39

G

Gadamer, Hans-Georg 32

Ganzes, Ganzheit 40–41 84

92 116 159

Garten der Bundesstiftung

Baukultur, Potsdam 163 167

Garten des Museums der Stadt

Neuruppin 164 179

Garten

-kunst 176 188 196–197

-schau 21 196

Geddes, Patrick 109

Gehölzverwendung →

Pflanzenverwendung

Gefühl → Stimmung

Gender 19 129–130 141–142

Genius Loci 102

Gerritsen, Henk 18 100 102

Gesellschaftskritik 44–45
Gestalt
-begriff 39–42 156
-psychologie 40 155
-theorie → Gestalt-
psychologie
Gethmann, Daniel 34
Gibson, James J. 163
Giseke, Undine 11 203–233
Gleiter, Jörg H. 41
Goethe, Johann Wolfgang von
81
Green City 197
Großer Tiergarten, Berlin 157

H

Haberl, Helmut 107–108 119
Hafencity, Hamburg 209
Hansen, Richard 17 95 98
Hauser, Susanne 34
Hauskeller, Michael 67–90
Haute Deûle River Banks, Lille,
Frankreich 191
Hegel, Georg Wilhelm
Friedrich 84
Heins, John P. 68
Herder, Johann Gottfried 74
Hermeneutik 155
Heterotopie 26–27
Hirschfeld, Christian Cay Lorenz
16 68 82 84–86 96–97
Hobrecht, James 224
Hoekstra, Arjen Y. 118

Hoffmann, E. T. A. 71 88
Honorarordnung für Architekten
und Ingenieure 199 222
Humboldt, Alexander von 184
Huning, Sandra 28
Hüttler, Walter 123
Hygienische Stadt 208

I

Immersion 158
Industrial Ecology 115
Infrastruktur 108 114–116,
119–120 182 191 217–220,
226–228 230–231
Integration 25
International Architecture
Biennale Rotterdam 115 204
Internationale Bauausstellung
Fürst-Pückler-Land 230
Internationale Bauausstellung
Heidelberg 219–220 225

J

Janson, Alban 36
Jansson, Ann-Mari 112
Jardin Public 172

K

Kaltschmitt, Martin 118
Kant, Immanuel 71 74–76
Kellner, Vera 96
Kennedy, Christopher 115
Klassische Moderne 160

- Klimawandel und -schutz 21 25
 198 194–195 207 216 219
 224 226
- Kohl, Helmut 151
- Komfortabel 19 129 138–139
- Konsistenz 147–148
- Konstruktion 41 133–134
- Kowarik, Ingo 186
- Köppler, Marc-Rajan 197
- Kühn, Norbert 11 181–201
- L**
- Laiengeschmack 63 174
- Landespflege 21
- Landschafts
 -ausschnitt 91–103
 -begriff 214
 -bild 91–103 230–231
 -charakter 91–103
 -garten 17 92 96 160
 -planung 21 23 151
- Landwirtschaft, städtische →
 Urban Farming → Urban
 Gardening
- Lange, Carsten 72
- Lange, Gustav 55
- Lange, Willy 17 94
- Laokoon 76
- Laugier, Marc-Antoine 75
- Lefebvre, Henri 210
- Leistungsphase 10 199
- Lessing, Gotthold Ephraim
 74 76
- Le Roy, Louis 194
- Libbe, Jens 120
- Life Cycle Assessment 116
- Local & New 174
- Loidl-Reisch, Cordula 11 129–150
- Loudon, John Claudius 102
- M**
- Mace, Ronald 142
- Maldonado, Tomás 44
- Marshall, Stephen 109
- Marx, Karl 18 108–109
- Maselakepark, Berlin 141
- Material
 -austausch → Stoffaustausch
 -lebensdauer 147–148
- Mauerpark, Berlin 16 55 60 62
- Meadows, Dennis 113
- Meadows, Donella H. 113
- Medium, Medialität 38–44
- Megastrukturalismus 206
- Meinert, Friedrich 68
- Merleau-Ponty, Maurice 40
- Metabolismus
 -architektonischer 206–207
 -urbaner → Urbaner
 Metabolismus
- Meyer, Tim 197
- Milieu 71
- Millar, Sheelagh 112
- Miller, Wolfgang 197
- Minimalismus 58–59
- Miralles, Enric 144

Mobilität 177
Moleschotts, Jakob 18 108
Musée du quai Branly, Paris 93
Museum of Art, Architecture
and Technology, Lissabon 143
Museum der Arbeit, Hamburg
161
Münchener Rückversicherung,
Freiraum 132

N

Nachhaltigkeit 21 25 147–150
Nahrungsmittelproduktion →
Urban Farming → Urban
Gardening
Natur
-begriff 185–189
-eingriff 18 108 154
-gartenbewegung 94 196
-prozess 19 181–186
194–195
-schutz 23 154 188 230

Natur-Park Schöneberger
Südgelände, Berlin 186

Newcombe, Ken 112

New Ecology 110

New-York Hamburger Gummi-
Waaren Compagnie 162–163

Normierung →
Standardisierung

Nutzungs

-druck 54
-mischung 210 219
-schaden 56 58
144–146 201

O

Oberhuber, Oswald 144

Odum, Eugene Pleasants
106 110

Odum, Howard Thomas
106 110

Oehme, Wolfgang 17 98

Oerliker Park, Zürich 196

Ökologie 19 21 182 185 192

Ökologischer Fußabdruck
117–119

Ökosystem

-begriff 110

-dienstleistung 182 185 188

Olmsted, Frederick Law 190

Opel-Effekt 171

Ortsbezug 168

Oswald, Franz 105

Oudolf, Piet 18 100

P

Parc Central de Nou Barris,
Barcelona 134

Park am Gleisdreieck, Berlin 16
57 60 62 144 198 200

Park am Nordbahnhof, Berlin
198

- Park Grüne Fuge, Stuttgart 147
- Park Mitte Altona, Hamburg 141
- Parque Público y Ludoteca en Mollet 144
- Platz der Deutschen Einheit, Wiesbaden 164 173
- Pelz, Petra 18 100
- Performative Turn 178
- Pfau, Thomas 78
- Pflanzen
- bild 17 91–92 94–97 100 103 194 198
 - dynamik 17 94–96 103 194–201
 - gesellschaft 95–96 98 102 198
 - kenntnis 189–190 192
 - krankheit 193–194
 - pflge 95 194 196 199–200
 - schutz 193–194
 - verwendung 91–103 181–201
- Pflege von Freiräumen → Freiraumpflege
- Planetarische Urbanisierung 210
- Planungsgruppe Oberhausen 187
- Planwerk Berlin 169
- Plomin, Karl 100
- Poe, Edgar Allan 71
- Postmodernismus 210
- Präsenz 158
- Produktdeklaration 118
- Programm entwurfsbasierte Promotion 178
- Prominski, Martin 35
- Prozesskettenanalyse 117
- Prytula, Michael 105–125
- Purdy, Daniel 67–90
- R**
- Raum
- atmosphäre → Atmosphäre
 - charakter → Charakter
 - medialität → Medium, Medialität
- Rees, William 117
- Reich, Alfred 132
- Reicher, Christa 27
- Relais Landschaftsarchitekten 141
- Renaturierung 230–231
- Resilienz 182 184
- Rieck, Günther 61
- Rittel, Horst 35
- Robinson, William 17 94
- Romantik 67–90 96–97
- Rousseau, Jean-Jacques 75
- Ross Barney Architects 135
- Rotzler Krebs Partner Landschaftsarchitekten 141
- RS+ [Robert Skitek] 145

S

Schadensprävention 15
56–60 146
Schebek, Liselotte 118
Schlosspark Průhonice, Prag
92 99
Schmid, Christian 212
Schmidt, Alexander J. 28
Schmidt, Rainer 147
Schön, Schönheit 21 27–28
75–76 83 184 189 194
Schrödinger, Erwin 107
Semiotik 155
Sennett, Richard 216
Sieferle, Rolf Peter 108 114
Sijmons, Dirk 204
Silva-Tarouca, Ernst
Emanuel Graf von 92 99
Social-LCA 118
Spex, Magazin für Popkultur 154
Spielen → Urban Playability
Spitzer, Leo 71
Sport → Bewegung,
menschliche
Stahl, Friedrich 95
Standardisierung 140 168
Staudenverwendung →
Pflanzenverwendung
Steigerung des Alltäglichen →
Analoge Architektur
Stil 148

Stimmung 16–18 27 67–89
92 96–97 100 102 155
158 182
Stoffwechsel, räumlicher →
Urbaner Metabolismus
Sturm-und-Drang-Dichter 74
Suffizienz 19
Sweden, James van 17 98
Swyngedouw, Erik A. 204
System, städtisches →
Urbaner Metabolismus
Systemisches Entwerfen 233
Systemtheorie 110 210
Szene 96–97

T

Tansley, Arthur 110
Technikfolgeabschätzung 118
Teilhabe → Bürgerbeteiligung
Telecoupling 208
Tessin, Wulf 25–27 51–65
Thränert, Thomas 69
Tigges, Florian 36
Transscale 229
Tüxen, Reinhold 95

U

Umwelt
-psychologie 155
-schutz → Naturschutz
-verträglichkeitsprüfung 118
Umwölkung 155
Ungers, Oswald Mathias 36

Universal Design 142 144
Urban
- Farming 21 211 213–214
219 225
- Gardening 21 62 175 214
- Governance 120
- Pioneer 62
- Playability 134 136–138,
139 144 145
Urbane Landwirtschaft →
Urban Farming → Urban
Gardening
Urbaner Metabolismus
105–125 203–233
utilitas 24 74

V

Vandalismus →
Nutzungsschaden
venustas 24 74
Vergil [Publius Vergilius Maro]
76
Verhaltensangebote 62–65
162–168
Verknüpfung 203–233
Vermischung 72 77 88 176
Vertical Farming 213
Vidler, Anthony 72
Virtuelles Wasser 118
Vitruv [Marcus Vitruvius
Pollio] 24 74
Vogt Landschafts-
architekten 101

Volkspark Humboldthain,
Berlin 61

W

Wackernagel, Mathis 117
Wahrnehmen → Erleben
Wahrnehmungsphilosophie 158
Wahrnehmungspsychologie →
Gestaltpsychologie →
Umweltpsychologie
Wächter, Monika 112–113
Webber, Melvin 35
Weber, Max 32
Weber, Ralf 28
Weidinger Landschafts-
architekten 161 165 167
173 179
Weidinger, Jürgen 11 33 42
151–180
Wenzel, Jürgen 59
Why-Factory 215
Wigley, Mark 76
Wildnis 15–16 36 59–60
96–97 186 200–201
Wirkung → Erleben
Wissen, implizites 178
Wissensfeld 14 22–25
Wolman, Abel 110 112
Wörthplatz, Oberhausen
163 165

Z

Zahn, Erich 113

Zahiri, Cyrus 21–29

Zeche Zollverein, Freiraum,
Essen 187

Zucchetto, James 112

Zulauf, Seippel und
Schweingruber 196

Zumthor, Peter 16 67 79–80

Autorinnen und Autoren

Professorin **Ulrike Böhm** leitet das Fachgebiet Freiraumgestaltung am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart. Vor über 15 Jahren erfolgte die Bürogründung *bbzl böhm benfer zahiri landschaften städtebau*. Das Büro ist zusammengesetzt aus Architektinnen und Architekten, Landschaftsarchitektinnen und Landschaftsarchitekten sowie Stadtplanerinnen und Stadtplanern. Dieser integrative Ansatz ist Grundlage für Entwurf und Realisierung von öffentlichen Freiräumen sowie zur Entwicklung städtebaulicher Konzepte. Darüber hinaus leitet Böhm den *Arbeitskreis Städtebau und Freiraumplanung* im *Bund Deutscher Landschaftsarchitekten*. Ihre Tätigkeit in Lehre und Forschung erfolgt zum Thema des öffentlichen Freiraums an der Schnittstelle zum städtebaulichen Entwurf.

Professorin Dr. **Swantje Duthweiler** leitet das Fachgebiet Pflanzenverwendung an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf. Vor knapp 20 Jahren gründete sie als freischaffende Landschaftsarchitektin die Bürogemeinschaft *Duthweiler & Partner*, arbeitet seit über 15 Jahren im *Arbeitskreis Pflanzenverwendung* und ist Vorsitzende der *Karl-Foerster-Stiftung*. Sie forscht sowohl über historische Entwicklungen, als auch über aktuelle Fragen der Pflegereduzierung beziehungsweise der Ökosystemleistungen von Pflanzungen in der Stadt. Die Kombination von Theorie, Planungspraxis und Forschung bietet für sie eine fruchtbare Grundlage für neue Sichtweisen.

Sebastian Feldhusen ist Doktorand am Fachgebiet Landschaftsarchitektur Entwerfen am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin, geschäftsführender Redakteur von *Wolkenkuckucksheim*, *Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur* und freiberuflich in der Landschaftsarchitektur tätig.

Professorin **Undine Giseke** leitet das Fachgebiet Landschaftsarchitektur + Freiraumplanung am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin. Sie setzt sich für eine inter- und transdisziplinär arbeitende Landschaftsarchitektur ein, die Stoffwechselprozesse wieder stärker im Stadtraum erfahrbar macht. Vor über 30 Jahren gründete sie *Becker Giseke Mohren Richard Landschaftsarchitekten*.

Professor Dr. **Norbert Kühn** leitet das Fachgebiet Vegetationstechnik und Pflanzenverwendung am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin. Ihn interessiert städtische Natur, darunter auch dynamische Pflanzkonzepte. Um solche Pflanzkonzepte zu realisieren, bedarf es einer wissenschaftlichen und einer gestalterischen Expertise. Diese untersucht er in der Forschung und vermittelt sie in der Lehre.

Professorin **Cordula Loidl-Reisch** leitet das Fachgebiet Landschaftsbau-Objektbau am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin. Sie beschäftigt sich in der Lehre und Forschung mit Nachhaltigkeit, mit detaillierendem Entwerfen, konstruktiv-funktionalen und nutzungsbezogenen Aspekten der Landschaftsarchitektur. Dabei plädiert sie für die stärkere Fokussierung auf eine allgemeine Beispielbarkeit von Städten, für *Urban Playa-*

bility ebenso wie für *Traffic Transformation*, die Rückgewinnung geeigneter Verkehrsräume für die Freiraumnutzung.

Professor Dr. **Michael Prytula** ist Forschungsprofessor für ressourcenoptimiertes und klimaangepasstes Bauen an der Fachhochschule Potsdam. Er lehrt und forscht über Themen für eine nachhaltige Stadtentwicklung, insbesondere zum Urbanen Metabolismus. Zusammen mit Professor Dr. Marian Dörk und Professor Dr. Tobias Schröder entwickelte er den interdisziplinären Masterstudiengang Urbane Zukunft, der an der Fachhochschule Potsdam seit 2016 angeboten wird.

Professor Dr. **Daniel Purdy** lehrt Germanistik und Visual Studies an der Pennsylvania State University. Er forscht im Spannungsverhältnis von materialer Kultur und Philosophie zur Architekturästhetik, der Aufklärung, dem deutschen Orientalismus und der Romantik. 2011 erschien sein Buch *On the Ruins of Babel: Architectural Metaphor in German Thought*. Er war Präsident der *Goethe Society of North America*.

Professor Dr. **Wulf Tessin** lehrte das Fach Planungsbezogene Soziologie am Institut für Freiraumentwicklung der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover. Er beschäftigt sich besonders mit dem Freiraumverhalten, das er methodisch als eine Rezeptionsästhetik der Landschaftsarchitektur auffasst. Sein Buch *Ästhetik des Angenehmen* (2008) wurde breit wahrgenommen und intensiv besprochen.

Professor **Jürgen Weidinger** leitet das Fachgebiet Landschaftsarchitektur Entwerfen am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin. Vor über 25 Jahren gründete er *Weidinger Landschaftsarchitekten*. Das Büro entwirft und realisiert vor allem Parks, Plätze und

Freiräume im Zusammenhang mit öffentlichen Bauten. Diese Praxis versteht er als Grundlage für seine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Landschaftsarchitektur.

Dr. **Cyrus Zahiri** ist Architekt und Inhaber des Büros *bbzl böhm benfer zahiri landschaften städtebau*. Er leitete über drei Jahre als Vertretungsprofessor das Fachgebiet Städtebau an der Universität Kassel. Er setzt sich ein für ein disziplinübergreifendes Arbeiten beim Entwurf von Freiräumen, städtebaulichen Konzepten und Architektur.

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Universitätsverlag der TU Berlin · 2019

www.verlag.tu-berlin.de · publikationen@ub.tu-berlin.de
Fasanenstraße 88 · 10623 Berlin

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.

Gestaltung und Satz: Juliane Feldhusen und Sebastian Feldhusen

Lektorat: Sebastian Feldhusen

Korrektur: Ehrengard Heizing und Regine Sobotta

Druck: Kistmacher GmbH

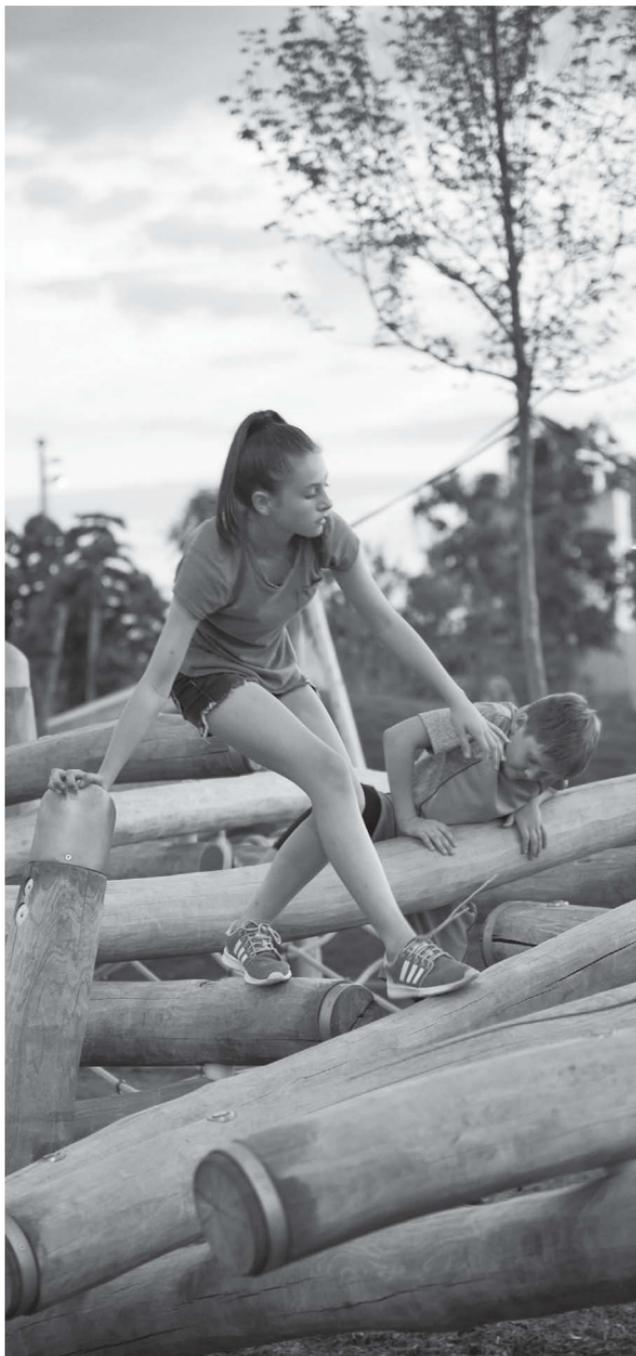
ISBN 978-3-7983-2914-0 · print

ISBN 978-3-7983-2915-7 · online

Online veröffentlicht auf dem institutionellen Repository
der Technischen Universität Berlin:

DOI 10.14279/depositonce-5889

<http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-5889>



Das Original. Richter Spielgeräte GmbH

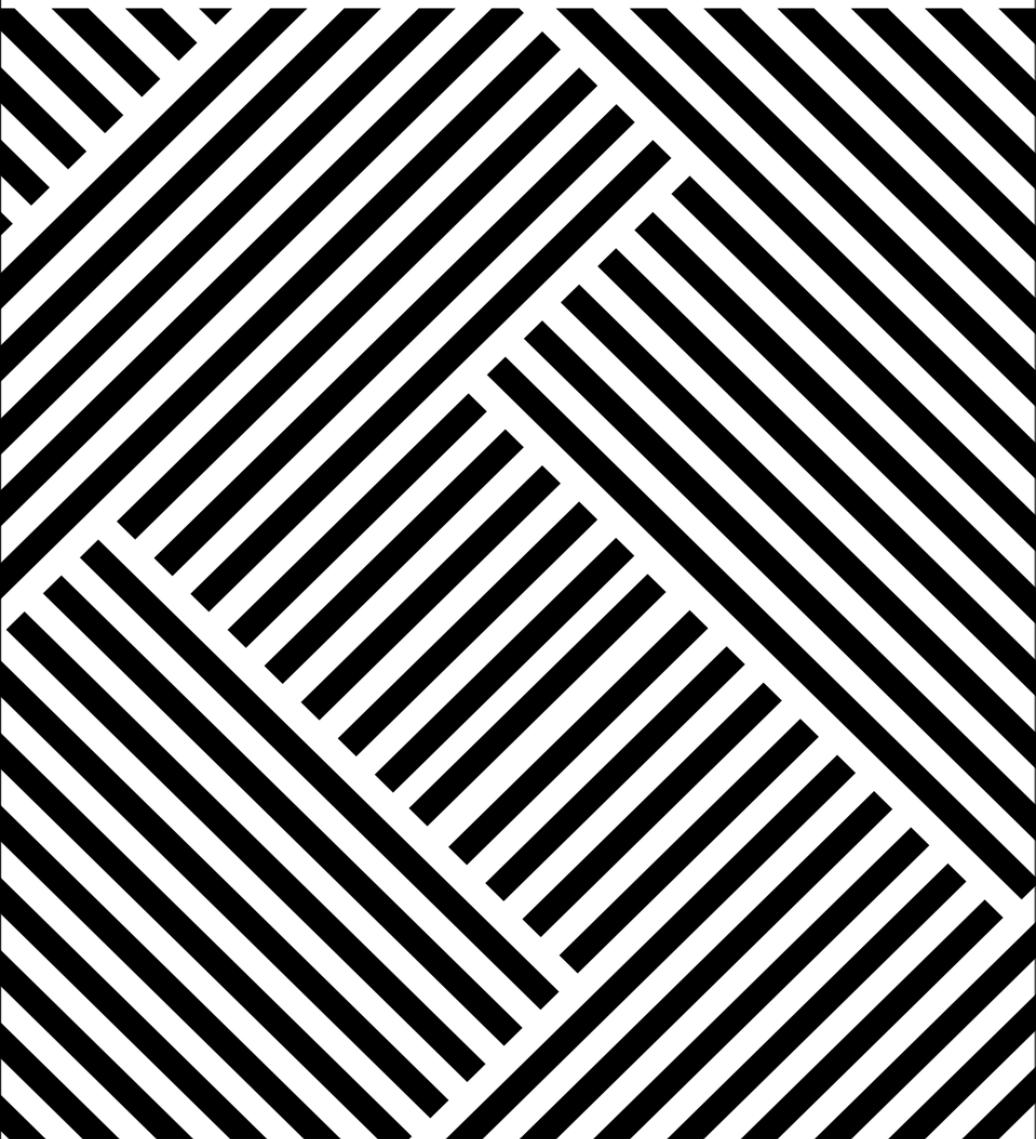
Kletterstruktur

Aus handgearbeiteten, unregelmäßigen Rundhölzern zusammengefügte Kletterstrukturen integrieren sich durch ihren formalen Ausdruck sehr gut in ein stark naturgeprägtes Umfeld. Hier können auf kleinem Raum viele Kinder spielen, und auch plötzlich auftretender starker Spieldruck wird von der Struktur aufgefangen und in einen fließenden Spielrhythmus umgewandelt. Die Anlage bietet nicht nur Raum zum Klettern, zum Erleben von Höhe und für sinnliche Erfahrungen an Händen und Füßen, sondern dient auch als attraktiver Sitzplatz zum Ausruhen und Beobachten.

Foto: Daniel Perales



Was ist gute Landschaftsarchitektur? – Undine Giseke, Norbert Kühn, Cordula Loidl-Reisch und Jürgen Weidinger antworten in Auseinandersetzung mit den Konzepten *Urbaner Metabolismus*, *Designing Urban Nature*, *Alltagstauglichkeit* und *Atmosphäre*. Mit den Konzepten soll etwas verstanden und sollen zugleich Impulse für das Entwerfen gegeben werden. Das kennzeichnet eine besondere Form der Reflexion, die hier als landschaftsarchitektonisches Denken bezeichnet wird.



Universitätsverlag der TU Berlin

ISBN 978-3-7983-2914-0 · print ISBN 978-3-7983-2915-7 · online